Alexander Dumas

Schriften.

Deutsch

von

Wilhelm Ludwig Wesché.

178. Theil.

Leipzig, 1851.
Verlag von Chr. E. Kollmann.
Wien,
bei Wittenbecher, Siegel und Kollmann.
Wallnerstraße Nr. 263.

Reise

nach

Tanger, Algier und Tunis.

(Fortsetzung der Reise nach Spanien.)

Von

Alexander Dumas.

Aus dem Französischen übersetzt

von

Dr. Ernst Susemihl.

Dritter Band.

Leipzig, 1851.
Verlag von Christian Ernst Kollmann.
Wien,
bei Wittenbecher, Siegel und Kollmann.
Wallnerstraße Nr. 263.

Reise

nach

Tanger, Algier und Tunis.

Dritter Band.

Das Grabmal Ludwig des Heiligen.

Unter den Ruinen des römischen Carthago erhebt sich ein Monument, welches einem arabischen Marabut gleicht. Es ist das Grabmal Ludwig des Heiligen.

Ohne Zweifel hat man demselben aus Berechnung diese Form gegeben. Die Araber, die keinen Unterschied zwischen dem Grabmal eines französischen Heiligen und eines muhamedanischen Heiligen sahen, mußten beide auf gleiche Weise respectiren.

Der Erfolg hat die Erwartung des Architecten nicht getäuscht. Heutiges Tages ist Ludwig der Heilige im Gebiete von Tunis ein fast ebenso verehrter Marabut wie Sidi-Fath-Allah oder Sidi-Abd-el-Kader.

Einige Worte über den heiligen Tod, der dieses große Leben krönte, mögen hier einen Platz finden.

Wir haben in unserer Reise nach dem Sinai jenen

Kreuzzug nach Aegypten erzählt, wo Ludwig der Neunte eine schönere Niederlage, als einen Sieg suchte.

Als er das gelobte Land verlassen, hatte er geschworen, Frankreich nur zu berühren, um dort einen Halt zu machen. Dieser Halt währte lange, nämlich von 1255 bis 1270. Ludwig der Neunte mußte die Ordnung in seinem Königreiche wieder herstellen. Er war krank, leidend, geschwächt; er konnte weder Schild noch Küraß tragen; kaum hatte er so viel Kraft, sein Schwert zu heben; dies war nicht mehr genug für einen Eroberer, es war mehr, als er zu einem Märtyrer bedurfte.

Auch machte er sein Testament, ehe er abreiste. Agnes, seiner jüngsten Tochter, hinterließ er 10,000 Livres, um sich zu verheirathen; seine drei Söhne nahm er mit sich.

Vier oder fünf Könige begleiteten ihn; die größten Herren der Welt zogen in seinem Gefolge mit: Karl von Sicilien, Eduard von England, die Könige von Navarra und Arragonien. Die Frauen verließen ihren Spinnrocken und folgten ihren Männern über das Meer.

So die Gräfin von Bretagne, Yolande von Burgund, Johanna von Toulouse, Isabella von Frankreich und Amalia von Courtenay.

Er hatte seiner Tochter Agnes 10,000 Livres hinterlassen; er hinterließ der Königin Margaretha, seiner Gemahlin 4000, und diese „edle, gute Königin, voll großer Einfalt des Herzens," wie Robert von Sinceriaux sagt, verlangte nicht mehr.

Ludwig der Neunte schiffte sich Dienstag den ersten

Julius 1270 zu Aigues=Mortes ein und kam gegen Ende desselben Monats in die Nähe von Tunis.

Ein maurischer Fürst war im Begriff, Carthago wieder aufzubauen. Es war das Zeitalter, wo die maurische Architectur ihre Wunder über Spanien aussäete. Mehrere Häuser erhoben sich schon in der Mitte der Ruinen; ein kürzlich vollendetes Schloß beherrschte den Hügel von Byrsa.

Ludwig der Neunte landete, ungeachtet der Drohung des muhamedanischen Fürsten, alle Christen erwürgen zu lassen, die sich auf seinem Gebiete befänden. Man war nicht so weit hergekommen, um einer Drohung nachzugeben. Die, welche kamen, um das Marthyrthum zu suchen, konnten nicht vor dem Marthyrthum der Andern zurückweichen.

Der erste Angriff galt Carthago, dieser armen kaum wieder auferweckten Stadt, die gleich einer Leicke aus dem Grabe hervorkam und die man dorthin zurückzukehren nöthigte. Die Stadt wurde eingenommen, das Schloß erstürmt und man schlug auf der Höhe das Lager auf, von wo man zugleich Tunis, das Meer und aus der Ferne die Stelle, wo Utica gelegen, übersah.

Tunis war befestigt; Tunis hatte eine kriegerische Bevölkerung von 150,000 Einwohnern. Tunis konnte nicht eher angegriffen werden, als bis der König von Frankreich alle seine Truppen vereint hatte. Man mußte den König von Sicilien erwarten; man verschanzte sich also auf dem Isthmus und wartete.

Es war zu Anfang des August, ein feuriger Himmel

lastete auf der glühenden Erde; die zerstreuten Steine, die den Gebeinen einer halb ausgegrabenen Stadt glichen, warfen die Sonnenstrahlen zurück, und das Meer glich geschmolzenem Blei.

Die Mauren erfanden seltsame Kriegsmaschinen. Anstatt Pfeile und Steine zu schleudern, warfen sie Sandwolken in den Wind, der von der Wüste herkam. Dieser Wind trieb den glühenden Staub auf das Lager der Kreuzfahrer zu, und es regnete Feuer.

Hierauf zeigte sich eine ansteckende Krankheit in der Armee und die Leute starben zu Hunderten; man begann die Todten zu begraben, aber die Arme ermatteten bald, und dann begnügte man sich damit, die Leichen in die Schanzgräben zu werfen.

Der Tod war unparteiisch: die Grafen von Montmorency, von Nemours und von Vendôme wurden von der Krankheit ergriffen und starben; der König sah sein vielgeliebtes Kind, den Herzog von Nevers, krank werden und in seinen Armen sterben. In dem Augenblick, als der Sohn im Sterben lag, fühlte sich der Vater ebenfalls von der Krankheit ergriffen.

Sich ergriffen fühlen hieß die Mahnung erhalten, sich auf den Tod vorzubereiten.

Die Seuche war unerbittlich, und Ludwig täuschte sich nicht.

Er legte sich in der Ueberzeugung nieder, daß er nicht wieder aufkommen werde; auch legte er sich auf ein Bett von Asche.

Es war am Morgen des 25. August.

Ludwig lag auf der Erde ausgestreckt, die Arme über die Brust gekreuzt, die Augen zum Himmel erhoben.

Die Sterbenden, die dem Tode noch nicht so nahe waren, wie ihr König, hatten sich zu ihm hingeschleppt und bildeten einen Kreis um ihn.

Außerhalb dieses ersten Kreises standen die Soldaten, welche gesund geblieben waren, unter den Waffen.

In der Ferne sah man auf dem azurblauen Spiegel des Meeres erscheinen, was einer Schaar Seemöven glich: es waren die Segel der Flotte des Königs von Sicilien.

Man brachte das Sacrament; der König erhob sich auf seine Kniee, um den Gott zu empfangen, der zu ihm kam, während er sich selber zu Gott zu gehen vorbereitete.

Dann legte sich der König wieder nieder, blieb unbeweglich und betete, die Augen halb geschlossen, ganz leise.

Plötzlich richtete er sich allein auf, stieß einen tiefen Seufzer aus und sprach deutlich die Worte:

„Herr, ich werde eintreten in Dein Haus und Dich anbeten in Deinem heiligen Tempel."

Dann sank er zurück und gab seinen Geist auf.

Es war um drei Uhr Nachmittags.

Die sicilianische Flotte war schon so nahe, daß man die freudigen Trompetenstöße vernehmen konnte, die ihre Ankunft verkündeten.

Als Karl landete, war sein Bruder bereits vor zwei Stunden gestorben.

Er forderte die Eingeweide des heiligen Königs und erhielt sie. Sie befinden sich im Kloster Montreal in der Nähe von Palermo.

Das Herz und die Gebeine wurden nach Frankreich gebracht.

Fünfhundert und sechzig Jahre lang deutete Nichts dem französischen Pilger den Ort an, wo Ludwig der Heilige gestorben — kein Stein, kein Kreuz. Dieses feindliche und ungläubige Land schien sich zu weigern, eine Spur dieses großen Ereignisses zu bewahren.

Aber um das Jahr 1829 wurden auf Befehl des Königs Karl des Zehnten zwischen dem französischen Consulat und dem Bey Hussein Unterhandlungen angeknüpft. Frankreich wünschte einen Altar an der Stelle zu errichten, wo das Grabmal so lange gefehlt hatte.

Eben hatte der Bey seine Bewilligung ertheilt, als die Revolution von 1830 erfolgte.

Ludwig Philipp bestieg den Thron. Auch er war ein Nachkomme des heiligen Ludwig. Er benutzte die Umstände und schickte einen Architecten mit dem Befehl ab, den Ort aufzusuchen, wo der heilige König seinen Geist aufgegeben, und dort ein Grabmal zu erbauen.

Aber vergebens suchte Herr Jourdain — dies war der Name des mit dieser frommen Aufgabe abgesendeten Architecten — vergebens, sagen wir, suchte Herr Jourdain etwas Bestimmtes in dem Berichte der Geschichtschreiber und in den unsichern Ueberlieferungen der Jahrhunderte aufzufinden. Er und Julius von Lesseps begnügten sich, den schönsten und am meisten in die Augen fallenden Ort zu wählen, den Ort, wo sie selber hätten sterben mögen, wenn sie an der Stelle des heiligen Königs ge-

wesen wären, und an dem von ihnen bestimmten Punkte erhebt sich das Grabmal.

Es steht auf einem Hügel, zu welchem man über Trümmer, mit Marmor und Mosaik gemischt, hinaufsteigt. Vielleicht ist ihnen der Zufall günstig gewesen und diese Trümmer sind die des Schlosses, vor dessen Thoren Ludwig der Heilige sterben mußte.

In diesem Falle gibt es nichts Bewunderswürdigeres, als die Aussicht, die hier sich den Blicken des Pilgers entrollt, der sich gedankenvoll dort niedersetzt, wo Ludwig der Heilige sterbend lag.

Gegen Norden das Meer unter den Strahlen der Sonne erglänzend; gegen Osten die Bleigebirge, düster und öde, wie ihr Name es andeutet; gegen Süden Tunis, weiß wie eine aus einem Kreidebruch ausgehauene Stadt; gegen Westen eine Ebene mit abgerundeten Hügeln übersäet, auf deren Gipfeln sich Marabuts und arabische Dörfer erheben.

Dann ein Echo, welches die Namen Dido, Aeneas, Jarbas, Magon, Hamilkar, Hannibal, Scipio, Sulla, Marcus, Cato von Utica, Cäsar, Genserich und Ludwig der Heilige wiederholt.

Wir traten in den geheiligten Bereich des Monuments. Die Form des Grabmals ahmt, wie ich schon gesagt zu haben glaube, die der arabischen Marabuts nach. Vielleicht ist es eine Vorsichtsmaßregel, welche die Bekanntschaft mit dem Lande dem Architecten angerathen.

In die äußere Mauer hat man Ueberbleibsel von Vasen, Säulen und Statuen eingemauert. Unter diesen Trüm-

mern hat sich der Torso einer Statue von schöner Arbeit vollkommen erhalten.

Das Innere des Grabmals ist nach Art der Araber ausgearbeitet. Die Muster sind im Vergleich zu denen des Alhambra zu Granada und des Alcazar zu Sevilla das, was der Styl Ludwig des Funfzehnten im Verhältniß zu dem Renaissancestyl ist. Ich erkundigte mich bei dem Aufseher, einem alten französischen Soldaten, von wem diese Sculpturen seien; er antwortete mir, von einem tunesischen Künstler Namens Younis.

In dem Monument ist wenig zu sehen, vielleicht viel zu denken; aber es denkt sich schlecht in Gesellschaft von fünf oder sechs Personen. Heute, wo ich diese Zeilen in meinem Cabinet, an meinem Bureau, unter dem Geräusch der Straße, zwischen meinen Erinnerungen von gestern und den Ereignissen von heute schreibe, würde ich viel darum geben, zwei Stunden allein und ruhig vor der Thür des Grabmals des heiligen Ludwig nachdenken zu können.

Wir gingen wieder zum Meeresufer hinunter. Es war, als wäre die Thierwelt unter allen diesen Ruinen erstorben. Keine Lerche auf den Feldern, keine Möve am Ufer des Meeres, und der Begräbnißort einer Stadt, mit den Gebeinen, die aus der Erde hervorragen, hat nicht nur etwas Dürres, sondern auch etwas Fluchbeladenes. Hie und da hat die Agricultur diesen zerbröckelnden Trümmern einen schmalen Streifen fruchtbringenden Ackers abgekämpft, und über diesen Ackerstreifen zogen zwei kleine abgemagerte Ochsen, von einem halb nackten Araber an-

gestachelt, einen Pflug von antiker Form. Am Ufer des Meeres rollen Säulen von weißem oder rothem Marmor bei der Bewegung der Wogen wie schwaches Rohr; hie und da zeigt sich auf der Oberfläche des Meeres ein schwarzes Inselchen, welches die Alten in die See hinausgebaut und welches das Meer mit seinem lang gehaltenen und geduldigen Murmeln der Ewigkeit benagt, und endlich sieht man diese ganze verlassene Landschaft vor sich, die das kleine maurische Dorf Sidi-Bou-Saïd beherrscht.

O! wie bedauerte ich da, daß unsere beiden Maler in Tunis zurückgeblieben waren. Wie würde Giraud mit seinem raschen Blicke dieses wunderbare Tableau skizzirt haben! Wie hätte sich Boulanger, bei seiner melancholischen und tiefen Seele, mit dieser großen Oede und Verwüstung verschmolzen!

Ich machte einen Umweg, um mich abzusondern und legte mich am Rande des Meeres nieder, welches seit Tausend Jahren diese Säulen von Jaspis und Porphyr wie am Ufer ausgerissene Seepflanzen fortrollt — am Rande des Meeres, welches sie vielleicht noch Tausend Jahre fortrollen wird.

Es war mir, als hörte ich durch dieses Geräusch der beweglichen Fluth hindurch die Klage der vergangenen Jahrhunderte.

Welche belebte Stadt kann sich rühmen bevölkert zu sein, wie Deine Ruine, Carthago? Welche Stimme, so mächtig sie auch sein möge, kann sich rühmen, so laut zu reden wie Dein Schweigen?

Ich weiß nicht, wie lange ich in dieser Lage geblie-

ben wäre, wie lange ich versucht hätte, die beiden Ufer des mittelländischen Meeres einander näher zu bringen, Afrika und Europa zu einem und demselben Traume zu verschmelzen, Paris mir vorzustellen mit seinem Geräusch, seinen Bällen, seinen Schauspielen, seiner Civilisation — wie lange ich mich gefragt hätte, was wohl meine Freunde treiben möchten, was Sie wohl treiben möchten, Madame, während ich an Sie dachte mit dieser unbestimmten und köstlichen Melancholie des Reisenden, als ich mich von Alexander beim Namen rufen hörte.

Wie ein Mensch, der halb schläft und fühlt, daß er beim Erwachen seinen Traum verrathen wird, antwortete ich nicht sogleich; ich war wie der, welcher einen Schatz gefunden hat und sich mit allem Golde, welches er tragen kann, belastet — ich erfüllte mein Herz mit Kummer und mein Gedächtniß mit Erinnerungen.

Zwanzig Schritte von mir fielen zwei Flintenschüsse und zu gleicher Zeit erscholl mein Name von zwei oder drei verschiedenen Punkten.

Diesmal war es unmöglich, nicht auf den Ruf zu antworten. Man begann meinetwegen unruhig zu werden.

Ich erhob mich, rief ebenfalls und schwang mein Taschentuch.

An der Spitze eines kleinen Dammes, der etwa eine Viertelstunde von uns entfernt war, signalisirte eine Barke.

Es war die Jölle des Commandeurs des [illegible] m a, die uns abholen wollte, da wir zum Frühstück an Bord erwartet wurden.

Wir gingen auf einem antiken, halb verfallenen Kai

fort und machten dann einen Umweg um zwei große Buchten, in deren Tiefe drei oder vier Schnepfen im Schlamm und unter dem wenigen Schilf sich bewegten.

Diese beiden Buchten bildeten, nach der Ansicht der Gelehrten, den Hafen des alten Carthago, der nach dem Meere zu eine Oeffnung von sechzig Fuß Breite hatte, die mit eisernen Ketten geschlossen wurde.

Die eine Bucht war der Hafen für die Kauffahrer, die andere der für die Kriegsschiffe.

Wenn ich nicht fürchten müßte, Sie zu langweilen, Madame, so würde ich Ihnen den Polybius, Sallust, Strabo, Appian, Doctor Shaw und Doctor Estrup citiren!

Dagegen will ich Ihnen lieber sagen, daß sich hier unser tapferer und geistvoller Youssouf eines schönen Morgens im Monat Oktober 1830 einschiffte, um ein gewisses Abenteuer zu verfolgen, wovon ich heute nicht viel mehr weiß, als daß Youssouf nicht mehr und nicht weniger, als eine einfache Sterbliche, eine junge, schöne und geistreiche Pariserin geheirathet.

Aber die Reisenden sind so indiscret, und da sie nur um diesen Preis unterhaltend sind, so muß ich gestehen, will ich lieber indiscret, als langweilig sein.

Eines Tages sah der französische Consul, Herr Matthias von Lesseps im Consulat einen schönen jungen [illegible] zwanzig oder zwei und zwanzig Jahren ankommen, der das arabische Costüm trug, welches er seit seiner Geburt getragen, obgleich er in Livorno oder auf der Insel Elba geboren worden.

Es war Youssouf, der Günstling des Bey und einer von den Officieren des Bach-Mameluck.

Wie in „Tausend und einer Nacht," hatte der demüthige Sclave die Augen bis zu der Prinzessin Kabousah, der Tochter des Bey Hussein, erhoben.

Ebenso wie in „Tausend und einer Nacht" hatte ihrerseits die Prinzessin Kabousah ihre Augen bis zu ihrem demüthigen Sclaven niedergesenkt!

Unglücklicherweise standen der Verbindung der beiden Liebenden alle Hindernisse im Wege, die im Orient vorhanden sind.

Der Erfolg davon war, daß der junge Officier am ersten Tage, als er sich in das Zimmer der Prinzessin einführte, von einem Sclaven überrascht wurde.

Dieser Sclave stattete dem Bey Bericht ab von dem, was er gesehen hatte. Der Bey ließ ihn seine Aussage unterschreiben.

Als der Sclave von dem Bey kam, mußte er an Youssouf's Zimmer vorüber.

Youssouf erwartete den Sclaven.

Er fing ihn auf, zog ihn in sein Zimmer und schloß die Thür hinter ihm zu.

Man hörte Waffengeklirr, Geschrei und dann weiter Nichts.

Zwei Stunden später erhielt die Prinzessin Kabousah einen Korb mit Blumen.

Sie hob die Blumen auf und fand eine Hand, eine Zunge und ein Auge.

Dieses seltsame Geschenk war von folgendem Billet begleitet:

„Ich schicke Dir das Auge, welches Dich ausspionirt, die Zunge, die Dich verrathen und die Hand, die Dich denuncirt hat."

Youssouf hatte die Antwort der Prinzessin nicht abgewartet, sondern sich in das Consulat geflüchtet.

Herr Matthias von Lesseps beeilte sich, Youssouf, den er seit langer Zeit kannte und sehr liebte, in das Landhaus Marsa, welches am Meeresufer liegt, zu schicken; dann beauftragte er seinen Sohn Ferdinand von Lesseps, der jetzt Gesandter in Madrid ist, für die Einschiffung des Flüchtlings zu sorgen.

Drei Tage später kam das Boot der Corvette „la Bahamaise," um Youssouf von der Küste abzuholen.

Aber die Küste war besetzt; man wollte Youssouf verhaften, der, obgleich Einer gegen Zehn, seinen Yatagan zog und seine arabischen Waffen ergriff, die er so gut zu führen weiß.

Herr Ferdinand von Lesseps hielt ihn zurück und stellte sich zwischen ihn und die Wächter der Küste, so daß Youssouf, von dem Sohne des Consuls beschützt, sich einschiffen konnte.

Ein Brief, den ihm Herr Matthias von Lesseps an den Marschall Clauzel gegeben, eröffnete ihm die Laufbahn, die er so ruhmvoll durchlaufen.

Vielleicht ist die ganze Geschichte, die ich Ihnen eben erzählt habe, nur eine Fabel, aber hier hat sie die volle Glaubwürdigkeit der Wahrheit.

Der reizende Prinz.

Während der Ausflüge meiner Begleiter, während meiner Träumereien am Ufer des Meeres, hatte sich der Wind erhoben und das Meer gekräuselt, was uns eine doppelte Gefahr bereitete, entweder umzuschlagen, wenn wir unter Segel gingen, oder wenn wir ruderten, erst am folgenden Morgen anzukommen. Die Matrosen sind Sclaven ihrer Instruction; man hatte ihnen gesagt, uns in einer Stunde an Bord zu bringen — es war halb ein Uhr und wir hatten gerade so viel Zeit, den „Montezuma" segelnd zu erreichen. Sie hißten das Segel auf; wenn wir umschlugen, war dies nicht ihre Sache.

Das kleine Fahrzeug nahm augenblicklich einen schwankenden Gang an, was uns allerdings einige Unruhe verursachte.

Das Steuerbord streifte auf dem Wasser hin, während das Backbord fünf Fuß hoch gehoben wurde.

Alle saßen nicht, sondern lehnten auf dem Backbord. Aber der Wind drückte stärker, als alle zusammen.

Der Schaum flog vor uns her und bedeckte uns mit Diamantenstaub.

Von Zeit zu Zeit erhoben wir uns auf eine Welle, welche sich der Jölle zu bemächtigen schien.

Man lachte, man scherzte, und beim Lachen und Scherzen maß man die Entfernung, die uns vom Ufer trennte. Man sprach von Leander, der durch den Hellespont, von Lord Byron, der durch den genfer See geschwommen, und fragte, ob es viele Haifische in den Gewässern von Tunis gäbe.

Nach einer Fahrt von drei Viertelstunden erreichten wir den Montezuma. Man sah uns [illegible] Ferne kommen, bewunderte unsere geneigte [illegible] erwartete uns auf dem Verdeck.

Kaum waren wir in dem [illegible] Fregatte, als der Wind sich legte. Der „[illegible]" beschützte uns wie ein Gebirge.

Es war sehr demüthigend für den Veloce und folglich auch für mi[illegible] dem Montezuma sah der Veloce [illegible] Schaluppe aus.

Es war auch ein Unterschied von Hundert achtzig Pferde[illegible] diesen beiden Fahrzeugen.

Herr [illegible] d'Ornano empfing uns mit der graziösen Gastfreundschaft des Seemannes.

Wir fanden bei ihm an Bord Herrn und Madame Rousseau, Herrn und Madame Cotelle, Herrn und Frau von Sainte-Marie.

Wir haben noch nicht von diesen beiden Landsleuten gesprochen, die wir bereits im Consulat gesehen hatten, und mit welchen der Commandeur des Montezuma die Freundlichkeit hatte, uns weitere Bekanntschaft machen zu lassen.

Frau von Sainte-Marie ist eine reizende Französin, in das Vaterland der Dido verbannt in Folge der ihrem Manne von der französischen Regierung anvertrauten Aufgabe.

Herr von Sainte-Marie ist Geniekapitain, beauftragt, einen Plan des Staates von Tunis zu entwerfen, und wohnt schon seit sechs oder acht Jahren in dieser Stadt.

Die Türken lieben diese wissenschaftlichen Wanderungen durch ihre Staaten nicht sehr; sie glauben nicht daran, daß eine Regierung, nur um einen Schritt weiter zu kommen in der Wissenschaft, einen Mann beauftragt habe, mit Hülfe unbekannter Instrumente Figuren aufs Papier zu zeichnen, wovon sie Nichts verstehen.

Indessen ist der Respekt und ich darf wohl sagen die Zuneigung für die Franzosen in diesem Theile Afrika's so groß, daß der regierende Bey Herrn von Sainte-Marie jede Vollmacht ertheilt hat, seine Pläne aufzunehmen.

Der größeren Sicherheit wegen ließ er sich von einem Mameluken begleiten, der einen Amra bei sich führt.

Mit seinem Mamelucken und vor allen Dingen mit seinem festen Willen und mit seinem unerhörten Muthe macht Herr von Sainte-Marie fabelhafte Reisen.

Von Zeit zu Zeit verschwindet er mit seinem Araber;

man hört fünf oder sechs Monate lang nicht mehr von ihm reden; dann aber klopft er nach Verlauf von sechs Monaten an einem schönen Tage oder in einer schönen Nacht an seine Thür.

Er kommt von Djebel-Auctar oder von Djebel-Korra.

Er hat unbekannte Seen, unbesuchte Gebirge und Völkerschaften entdeckt, deren Namen selbst der Bey von Tunis nicht kennt.

Seine Frau fragt ihn, ob er große Gefahren bestanden.

Sainte-Marie zuckt die Achseln.

Für diesen Mann, dem die Gefahr zum Lebenselement geworden ist, gibt es keine Gefahr mehr.

Von seinem Mamelucken erfährt man die Kämpfe, die er bestanden, die Jagden, die er mitgemacht, die Wunden, die er empfangen, er selber sagt nie etwas davon.

Dann bleibt er zwei bis drei Monate in Tunis; an einem schönen Morgen aber verschwindet er wieder, um erst nach sechs oder acht Monaten zurückzukehren.

Glücklicherweise kamen wir während seiner Gegenwart in Tunis an.

Das Frühstück war vortrefflich. Die Seekrankheit that freilich ihre Wirkung. Laporte und Maquet sahen uns zu.

Da die Excursion uns hungrig gemacht und der Wind unsern Appetit noch verstärkt hatte, war unsere Mahlzeit freilich ein ganz hübsches Schauspiel.

Nach dem Frühstück machte der Capitain, der nicht wußte, welche Unterhaltung er den Damen verschaffen sollte, den Vorschlag, zu Ehren der Pariserinnen Kanonen abzufeuern.

Man stieg zu der Batterie der Sechsunddreißigpfünder hinunter, lud die Kanonen, und die Damen feuerten sie mit mehr als männlichem Muthe ab.

„Sie feuerten sie ab?" rufen Sie mir zu, Madame. Ja, sie feuerten sie ab mit ihren weißen, zarten Händen, wie erfahrne Artilleristen, ohne den Kopf umzuwenden oder sich die Ohren zuzuhalten.

O! unsere schönen Pariserinnen, die einen reizenden Schrei des Schreckens ausstoßen, wenn auf unsern Theatern ein Schauspieler eine kleine Pistole aus der Tasche zieht, mögen nur nach Tunis kommen, und in sechs Monaten werden sie Kanonen abfeuern — und welche Kanonen: Sechsunddreißigpfünder!

So unterhaltend diese Uebung war, so mußte sie doch, wie jede andere, ein Ende haben.

Gegen fünf Uhr nahmen wir Abschied von dem Commandeur des Montezuma, stiegen in unsere Barken und machten uns auf den Weg nach Tunis.

Das Meer ging noch immer hoch; auch machte es uns einige Mühe, die Einfahrt des Hafens zu erreichen; als wir uns aber erst im Kanal und dann auf dem See befanden, war keine Rede mehr von Wind und Wogen.

Wir ruderten und entsendeten während dieser Zeit unnütze Kugeln auf jene großen Vögel, die sich schweigend wie Todtenvögel über das stille Wasser erhoben.

Bei unserer französischen Mannschaft, bei unseren französischen Begleitern und unseren französischen Liedern hätten wir uns auf dem See Enghien zu befinden glauben können, wenn wir nicht Tunis vor uns gehabt hätten.

Als wir an dem Damm landeten, wurden wir von unserer gewöhnlichen Begleitung von Juden mit baumwollenen Mützen und heulenden Hunden empfangen.

—Die Juden verlangten unsre Börse, die Hunde unser Fleisch, welches beides wir den Juden und den Hunden streitig zu machen entschlossen waren.

Wir kehrten ohne Belästigung in das Consulat zurück, aber im Consulat erwartete uns die Gefahr.

Der Hof des Consulats war in einen Bazar verwandelt.

Unsere Einkäufe vom Tage vorher hatten Aufsehen gemacht.

Juweliere, Kaufleute, die mit Gürteln, Teppichen, kostbaren Stoffen, Spiegeln, Flinten, Dolchen und Pistolen handelten, erwarteten unsre Rückkehr und hatten bereits ihre Waaren ausgekramt.

Kaum erschienen wir im Thorwege, als Alle auf uns eindrangen. Ohne unsere beiden Janitscharen hätte man uns in Stücke zerrissen.

Wir schrien aus voller Kehle, daß das Consulat ein unverletzliches Asyl sei. Laporte kam uns zu Hülfe.

Man kam überein, daß man uns eine Frist bis zum folgenden Morgen geben solle. Der Abend sollte uns gehören; am folgenden Morgen aber sollten wir den tunesischen Geschäftsleuten gehören.

Jeder ließ sein Packet unter dem Schutz der französischen Ehre am Orte.

Es war acht Uhr und der Ball begann um neun. Laporte hatte gerade Zeit, seine Salons erleuchten zu lassen und wir, unsre Kleider anzulegen.

Um neun Uhr spielte ein französisches Orchester Quadrillen und Polkas.

Dreißig oder vierzig Tänzerinnen in Roben von Gaze und Atlas schwebten mit dreißig oder vierzig Tänzern in schwarzen Fracks und schwarzen Pantalons dahin.

Fünf oder sechs Türken in ihren langen, ehrbaren und glänzenden Gewändern, unbeweglich, die Beine gekreuzt, in einer Ecke sitzend, erschienen wie eine Maskengesellschaft, die sich auf ein pariser Fest verirrt hatte.

Freilich waren einige kleine fremde Nebendinge da, die an Tunis erinnerten, als zum Beispiel ein Fußboden von Fayence, mit welchem Alexander beim Tanz der Polka nur zu genaue Bekanntschaft machte.

Da war auch ein arabischer Improvisator, der Geschichten erzählte, wie Lavassor im Jardin d'Hiver seine Chansons recitirt.

Da war auch in einem Winkel, wie ich schon gesagt habe, die bewundernswürdige Figur des Scheik Medine in kauernder Stellung, während seine beiden Söhne, groß und stark, wie zwei Georgier, aufrecht neben ihm standen und den Respect bewahrten, welchen die Kinder vor ihrem Vater haben und der den Kindern, in welchem Alter sie auch sein mögen, verbietet, sich in Gegenwart ihres Vaters niederzusetzen.

Da war auch Kaffee, der duftige Rauch des Chibou und Yucas, Sorbet und orientalische Spiegelgläser; aber dies Alles verlieh der Abendgesellschaft nur einen um so höheren Zauber.

Und dabei ist die Geschichte des reizenden Prinzen noch nicht mitgerechnet.

O! Madame, Sie, die Sie so viel Geist besitzen, daß „Tausend und eine Nacht" Ihr Entzücken ist, und die Erzählungen von Perrault Ihre Freude — o Madame, ich bin gewiß, daß Sie die Geschichte des reizenden Prinzen nicht kennen, die mir unser arabischer Improvisator erzählte, während unsre Gefährten nach besten Kräften ihre Polkas tanzten.

Ich will sie Ihnen erzählen, Madame, doch werde ich nicht im Stande sein, sie Ihnen zu wiederholen, wie sie Hassan-Ben-Mahmud-Djeluli erzählte und wie sie mir Ruman stückweise übersetzte.

„Eines Tages wurde in Tunis ein Prinz geboren, der so häßlich war, daß man ihn einstimmig Bu-Ezzin, das heißt, der reizende Prinz, nannte."

„Aus Vorsicht, damit der arme Prinz, durch seinen Namen getäuscht, niemals erfahren möge, woran er sei, verbot der regierende Bey bei Todesstrafe, dem Prinzen, seinem Sohne, je einen Spiegel in die Hand zu geben, noch ihn vor einen Spiegel zu führen."

„So erreichte der Prinz, freudig und mit sich selber zufrieden, das Alter von zwanzig Jahren. Er hielt sich für den schönsten jungen Mann in der ganzen Herrschaft und die Hofleute hüteten sich wohl, ihn zu enttäuschen."

„Unglücklicherweise starb der regierende Bey und hinterließ seinem Sohne die Herrschaft. Da der reizende Prinz seinen Vater verehrte, so wollte er sich als Zeichen der Trauer den Bart abscheeren lassen, während er das Haar wachsen ließ."

„Man rief also einen Barbier."

„Der, welchen man ihm brachte, war ein armer Teufel, welcher erst eben vom Lande gekommen war. Er war unbekannt mit der Anordnung des verstorbenen Bey hinsichtlich der Spiegel."

„Das Erste, was er that, war, sich mit einem Spiegel zu versehen, und das Zweite, diesen Spiegel dem reizenden Prinzen in die Hände zu geben."

„Man war so weit entfernt, an diesen Bruch des Gesetzes zu denken, welches seit zwanzig Jahren beobachtet worden, daß der Bach-Mameluck, nämlich der erste Minister, nicht Zeit hatte, auf den Spiegel zuzuspringen und ihn dem unglücklichen Barbier zu entreißen."

„Die Folge war also, daß der unglückliche Spiegel dem reizenden Prinzen überreicht wurde."

„Der reizende Prinz näherte den Spiegel seinem Gesichte und stieß einen Schrei aus, der von dem Palaste bis an das Thor von Algier gehört wurde; dann fing er an bitterlich zu weinen und sich den Bart auszuraufen."

„Der reizende Prinz täuschte sich nicht und fand sein Aeußeres entsetzlich."

„Es versteht sich von selbst, daß er in demselben Augenblick, wo er sich sah und zu der Ueberzeugung kam, daß es seine Züge waren, die der Spiegel reflectirte, den

Spiegel zu seinen Füßen niederwarf und ihn in Tausend Stücke zerbrach."

„Der Bach-Mameluck war zugegen, wie wir bereits erwähnt haben. Als er den Prinzen weinen sah, weinte er auch; als er den Prinzen sich den Bart ausraufen sah, raufte er sich auch den Bart aus."

„Nachdem aber der Prinz, der im Grunde ein Junge von Geist war, den ganzen Morgen geweint und sich weinend den Bart ausgerauft hatte, stellte er die Betrachtung an, daß die Thränen nicht verschönern und daß sein ausgeraufter Bart die Unvollkommenheiten seines Gesichts nur noch mehr zeige."

„Gegen Abend hörte er also auf zu weinen und seinen Bart auszuraufen."

„Am folgenden Tage war er noch sehr traurig; da er aber ein philosophischer Prinz war, so seufzte er nur noch. Freilich seufzte er bitterlich."

„Mit dem Bach-Mameluck, dessen Schmerz der Prinz bemerkt hatte und den er rufen ließ, um ihm für die Theilnahme an seinem Unglück zu danken, war die Sache aber anders."

„Weit entfernt, für Trostgründe zugänglich zu sein, wie der Prinz, weinte er noch heftiger als am Tage zuvor und hatte sich den dritten Theil seines Bartes ausgerauft."

„Der junge Prinz versuchte ihn zu trösten, aber je mehr der reizende Prinz sich bemühte, den Bach-Mameluck zu trösten, desto mehr weinte der Bach-Mameluck, und seine Augen glichen in der That zwei Wasserquellen."

„Der reizende Prinz schickte ihn nach Hause zurück und forderte ihn auf, alle seine Vernunft zu Hülfe zu rufen."

„Am folgenden Morgen ließ er ihn wiederkommen. Der reizende Prinz war beinahe getröstet und hoffte, es würde mit seinem ersten Minister ebenso sein."

„Er täuschte sich aber. Der Schmerz hatte Fortschritte gemacht und der Bach-Mameluck war in völliger Verzweiflung. Er hatte sich zwei Drittheile seines Bartes ausgerauft und seine Augen waren zwei Ströme."

„So sehr auch sein erster Minister ihm ergeben war, so konnte doch der reizende Prinz einen solchen Schmerz nicht begreifen. Er entließ den Bach, nachdem er ihn umarmt hatte; aber der Bach-Mameluck weinte nur um so heftiger."

„Am folgenden Tage hatte sich der Prinz völlig getröstet und hoffte, es würde auch bei dem Bach-Mameluck der Fall sein. Er ließ also seinen ersten Minister rufen."

„Es war noch schlimmer als am Tage zuvor. Die Trostlosigkeit des ersten Ministers war in völlige Verzweiflung übergegangen; er hatte sich den Bart ganz ausgerauft und seine Augen waren zwei Wasserfälle."

„„Aber, Bach-Mameluck,"" sagte der Prinz zu ihm, „„wie kommt es, daß ich, den dieses Unglück besonders angeht, nur einen Tag geweint habe, und daß am Abend Alles zu Ende war?""

„„O mein Prinz!"" rief der Bach-Mameluck, „„wenn Du schon einen ganzen Tag geweint hast, nach-

dem Du Dich nur einen Augenblick gesehen, wie lange muß ich nicht weinen, der ich Dich seit Deiner Geburt gesehen habe und Dich noch bis an meinen Tod sehen werde!""

Was sagen Sie zu der Geschichte von dem reizenden Prinzen, Madame? Gehört sie nicht zu den possenhaftesten, die Ihnen je vorgekommen, und verdient sie nicht von Anfang bis zu Ende in Ihr Album geschrieben zu werden?

Erlauben Sie mir, diesen Brief mit einigen Worten von unserm Freunde Alexander, die sich unter der Ballgesellschaft verbreiteten und einigen Effect machten, zu beenden.

Ich habe Ihnen von dem Unglück gesagt, Madame, welches Alexander bei der Polka begegnete und welches Unglück Giraud durch eine Vignette verewigt hat.

Dieser Unfall verstimmte Alexander ein wenig. Nun aber wissen Sie, daß Alexander Geist zeigt, wenn er verstimmt ist.

In allen Ländern der Welt, selbst in Tunis, gibt es Damen, welche sitzen bleiben, während die andern tanzen.

Zwei Schwestern, die Frauen von zwei Negocianten in Tunis, Muster türkischer Schönheit, wovon die eine 200,000, die andere 150,000 Livres werth sein mochte, waren während der drei Contretänze sitzen geblieben.

Laporte, welcher wünschte, daß sich Alle unterhalten möchten, suchte Alexander auf und bat ihn, die eine

von den beiden Schwestern aufzufordern, während er selber die andere auffordern wolle.

Alexander willigte murrend ein.

„Welche werden Sie denn auffordern?" fragte Laporte.

„Die, an der am wenigsten ist," antwortete Alexander.

Nach dem Contretanze zeigte ihm Rousseau eine reizende junge Person, die bei der Freude Aller eine gewisse melancholische Miene behauptete, die ihr zum Entzücken stand.

„Nun?" fragte Alexander.

„Sie sehen doch dieses junge Mädchen?"

„Ja."

„Die so hübsch ist?"

„Die so hübsch ist. Ich sehe sie."

„Die ein so ausgezeichnetes Wesen hat."

„Die ein so ausgezeichnetes Wesen hat. Nun?"

„Ihr Vater ist auf den Galeeren."

„Ah!" rief Alexander, „warum hat man ihn nicht zum Ball eingeladen? Er würde nicht gekommen sein, aber man hätte doch die Höflichkeit beobachtet."

Man hätte den wackern Mann um so mehr einladen können, da er nichts Infamirendes begangen hatte, und nur wegen einer Verschwörung auf den Galeeren Seiner Hoheit sein mußte.

Morgen um vier Uhr wird Ihren Freunden von den zwölf Consuln der zwölf Mächte, die ihre Repräsentanten in Tunis haben, und von allen europäischen Negocianten ein großes Mittagessen gegeben.

Der einzige Consul, dessen Gegenwart wir uns nicht erfreuen werden, ist Thomas Ride, der englische Consul, einer von den Kerkermeistern Napoleon's auf Sanct Helena.

Ich weiß nicht, ob er seine Collegen nicht sehen will, oder ob ihn sein'e Collegen nicht sehen wollen.

Ich glaube bestimmt, daß seine Collegen ihn nicht sehen wollen.

Am Abend findet uns zu Ehren ein großer Ball im sardinischen Consulate statt.

Ich wette, Sie haben gewiß nicht geglaubt, Madame, daß man in Tunis mit solcher Leidenschaft tanzt.

Hadj' Younis.

Bei unserm Ausfluge außerhalb der Mauern von Tunis haben wir gesehen, in welchem kläglichen Zustande sich der Ackerbau befindet.

Wir müssen uns beeilen, zu sagen, daß es die Schuld der Menschen und nicht die Schuld des Bodens ist.

Dieses Afrika, welches wir uns als eine riesenhafte Sandbank vorstellen, ist noch immer die fruchtbare Provinz, welche Rom und Italien ernährte; seine große Plage ist die Trockenheit, und wenn diese droht, ist die Stadt Tunis in Verzweiflung. Im letzten Jahre im Monat März und April, das heißt zur Zeit des Keimens, trat Trockenheit ein.

Sogleich wurden Gebete in den Moscheen angeordnet, aber die Gebete waren fruchtlos. Es wurde Befehl ertheilt, in den jüdischen Synagogen und den christlichen

Kirchen dem Beispiele der Moscheen zu folgen; vielleicht erlangten die Juden und die Christen von ihrem Gott, was die wahren Gläubigen von dem ihrigen nicht erlangen konnten. Unglücklicherweise blieb der Himmel glühend; es wurden Processionen angeordnet und es zeigten sich jüdische, christliche, mohamedanische Fahnen in den Straßen von Tunis, vereint durch die mächtigste Brüderschaft, durch die des Hungers, ohne ein Resultat zu erlangen. Vergebens riefen Einige „Allah!" Andere „Jehovah!" Andere „Herr!"

Es nützte Nichts.

Es war ein ernster Fall. Der Bey versammelte seinen Divan und man kam zu dem Schlusse, daß es ohne Zweifel die Entartung der jüdischen Frauen sei, welche den Zorn des Herrn entflammt habe.

In Folge dieser Ueberzeugung versammelte man alle öffentliche Mädchen, die der israelitischen Religion angehörten, und ließ sie vor dem Rabbiner peitschen.

Dieselbe Ceremonie sollte sich alle Tage um Mittag wiederholen, bis der Herr, befriedigt durch diese Strafe, seinen Zorn von der Stadt abwenden werde.

Eins von diesen Frauenzimmern lebte mit einem Christen; die türkische Justiz konnte ihr also Nichts anhaben, da das französische Consulat sie beschützte; aber sie hatte einen Mann, der Mann wurde also ergriffen und anstatt ihrer gepeitscht.

War es nun durch Zufall oder war diese öffentliche Züchtigung dem Herrn wirklich angenehm, nach Verlauf von drei Tagen fiel Regen und die Trockenheit verschwand.

Der Bey nahm sich vor, künftig unter ähnlichen Umständen ein Mittel nicht zu versäumen, welches einen so guten Erfolg gehabt.

Als wir den Bazar besuchten, hatten wir vergessen, das Magazin in Augenschein zu nehmen, wo der Goldstaub aufbewahrt wird. Wir holten dies nach. Dieser Goldstaub, welcher das vorzüglichste Tauschmittel für die Stämme im inneren Afrika ist, wird im Süden von Tuggurt gesammelt. Der Kaufmann, den wir befragten, hatte mehrmals persönlich diese kostbare Erndte mitgemacht.

Dieser Goldstaub, der in der Wüste gesammelt wird, ist am Tage unsichtbar, da der Sand, während die Sonne scheint, sich nicht von dem gewöhnlichen Sande unterscheidet; in der Nacht aber phosphoresciren die Stellen, wo sich der Goldstaub befindet.

Unglücklicherweise kommen mit der Dunkelheit die Hornschlangen und schwarzen Scorpionen, deren Biß und Stich tödtlich ist, aus ihren Löchern hervor, und zwar in so großer Anzahl, daß der Sand, wie uns der Kaufmann in seiner bildlichen Sprache sagte, von ihrem Uebergange durchfurcht ist, als hätten die Fischer in der Wüste ihre Netze ausgespannt.

Uebrigens haben die Goldsucher ein Mittel gefunden, den Hornschlangen und Scorpionen zu trotzen. Sie reiten Nachts durch die Wüste auf Kameelen, welche lederne Stiefel und Säcke mit Kohlenstaub tragen. Die ledernen Stiefel widerstehen den Zähnen der Vipern und den Stacheln der Scorpionen, und der Kohlenstaub, den man an

den phosphorescirenden Stellen ausstreut, deutet für den hellen Tag die Mine an, die man zu durchsuchen hat.

Diese Vipern und Scorpionen sind sie nicht die Ungeheuer, welche im Alterthum die Schätze bewachten?

Wir erhandelten eine Löwenhaut, aber wir mußten einen unerhörten Preis dafür zahlen. Im ersten Augenblick glaubten wir den Jäger selber vor uns zu haben, aber er hatte sie nur aus zweiter Hand.

Der Löwe war in dem Gebirge Kaf, welches das tunesische Gebiet von der Provinz Constantine trennt, getödtet worden.

Diese topographische Andeutung erinnerte mich an unsern Löwentödter Gerard.

Ich fragte den Araber, ob er ihn kenne.

Er kannte ihn wirklich unter derselben Benennung, wie wir, und nannte ihn so.

Mit der Uebertreibung, die der arabischen Poesie eigen ist, lächelte er und schüttelte den Kopf, als ich ihm sagte, daß Gerard zehn Löwen getödtet habe.

„Zehn, zwanzig, Hundert, fünf Hundert, Tausend," sagte er.

„Oho!" rief ich, „das ist viel."

Er machte noch eine Bewegung.

„Tausend," wiederholte er; „und wenn ihm jetzt eine Löwin begegnet, läßt er sich nicht herab, sie zu tödten, sondern gibt ihr einen Stoß mit dem Fuße und sagt: „„Geh und hole Deinen Mann.""

Bei der Erwähnung Guelmah's und Constantine's und besonders Gerard's werden wir auf die Löwengeschichten zu-

rückkommen. Die Araber haben mir dergleichen viele erzählt, die höchst bewundernswürdig waren.

Inzwischen müssen wir eine characteristische Thatsache erwähnen. In der arabischen Sprache gibt es nur ein Wort, um Herr und Löwe zu bezeichnen, nämlich Sid.

Als die Araber also den Rodrigo Sid nannten, nannten sie ihn nicht nur Herr, sondern auch Löwe.

Als wir aus dem Bazar kamen, besuchten wir den Palast des Bey. Dieser liegt im Innern der Stadt. Die neuste Erinnerung, die sich an dies Bauwerk knüpft, ist das Zimmer, welches der Herzog von Montpensier dort bewohnte.

Diese Einnerung war allerdings sehr lebhaft. Die graziöse Höflichkeit des Prinzen während seines Aufenthalts, die Großmuth bei seiner Abreise hatten ihm unter den Dienern des Schlosses viele Freunde erworben.

Ach! in der Erwartung, daß das intelligente Frankreich diesen vier erhabenen Verbannten (den Herzogen von Nemours, Aumale, Joinville und Montpensier) seine Thore wieder öffnen wird, welchen Augenblick wir mit unsern Wünschen, mit unserer Stimme und unserer Feder beschleunigen möchten, bewohnt der arme Prinz gegenwärtig, wie damals, einen maurischen Palast, wovon wir in dieser Reisebeschreibung bereits gesprochen haben, nämlich den Alcazar von Sevilla.

Uebrigens hat dieser Palast nichts Bemerkenswerthes außer eben jenen modernen Sculpturen, die ich schon bei dem Grabmal Ludwig des Heiligen erwähnt habe, und

die, wie bereits gesagt, von dem Pilger Younis, Hadj' Younis herrühren.

Da ich den Wunsch hegte, mir in Paris ein arabisches Zimmer einrichten zu lassen, so erkundigte ich mich bei meiner Rückkehr in das Consulat nach der Wohnung des Künstlers. Als ich seine Adresse erhalten hatte, wurde Paul beauftragt, den Mann, den ich zu sprechen wünschte, zu mir zu führen.

Eine Stunde später war er im Consulat. Ein zwölfjähriger Knabe von wunderbarer Schönheit, der aber Jedermann in Saint Germain während des Jahres, wo er sich dort aufgehalten, hat sehen können, begleitete ihn. Er hieß Ahmed, welches eine Abkürzung von Muhamed ist.

Er selber ist ein Mann von vierzig bis vier und vierzig Jahren, von vollkommener Regelmäßigkeit der Züge, mit schönen schwarzen Augen, gerader Nase und grauem Barte.

Er war mit einer gewissen Eleganz gekleidet.

Ich fragte ihn, ob er etwas dagegen haben würde, zu reisen.

Er antwortete mir, das Reisen wäre ihm eine gewohnte Sache, denn er sei schon in Mekka gewesen.

Ich machte ihm den Vorschlag, mich nach Frankreich zu begleiten.

Er deutete auf seinen Sohn.

Ich nickte ihm bejahend zu.

„Da will ich wohl nach Frankreich gehen," sagte er.

„Sie haben also Zutrauen zu mir?"

Er sah mich fest an.

„Ja."

„Wie viel verlangen Sie?"

Er dachte einen Augenblick nach.

„Werde ich gastfreie Aufnahme bei Dir finden?" fragte er mich.

„Das wirst Du."

„Werde ich nach meiner Weise Wohnung und Beköstigung erhalten?"

„Du kannst Dir Deine Küche selber besorgen und Dein Zimmer nach Deinem Gefallen anordnen."

„Nun, so gibst Du meiner Frau vor meiner Abreise und auf Abschlag für meine Arbeit vier Hundert Piaster."

„Die werde ich ihr geben."

„Mir gibst Du vier Piaster täglich."

„Und weiter?"

„Meinem Sohne zwei."

„Und weiter?"

Das ist Alles.

„Nein, es ist nicht genug, ich werde Dir das Doppelte geben."

Er sah mich und dann den Consul an.

Herr Laporte verstand ihn.

„Er wird es Dir geben," sagte er.

„Du bist also ein großer Herr?" fragte mich Hadj' Younis.

„Nein, aber ich bin ein Mann, der das Talent schätzt und es bezahlt, so lange er dazu im Stande ist."

Ich sah, daß der Künstler noch eine letzte Bemerkung zu machen hatte.

„Aber die Reise?" sagte er.

„Die Kosten übernehme ich."

„Dann gehöre ich Dir," sagte er, „vorausgesetzt, daß ich die Erlaubniß Seiner Hoheit des Bey erhalte."

„Ei, Teufel," rief Laporte, „daran habe ich nicht gedacht."

Dies war in der That das Schwierigste. Der Bey liebt es nicht, daß seine Unterthanen reisen, weil er fürchtet, sie möchten Geschmack an der Auswanderung bekommen, sondern Younis war auch in dem Augenblick, wo ich ihn anwarb, beschäftigt, das Grabmal des Bey anzufertigen.

Dies machte eine Unterhandlung nöthig. Man legte die Pferde vor das Cabriolet und Laporte und ich fuhren nach dem Bardo.

Seitdem man mir alle die schrecklichen Geschichten von Hinrichtungen erzählt hatte, die ich wiederholt habe, und besonders von dem Chakir, hatte der Bardo für mich ein furchtbareres Ansehen als das erstemal.

Dies verhinderte die schrecklichen Boabs nicht, sich vor uns zu verbeugen und uns alle Thüren zu öffnen.

Wir kamen mit größerer Leichtigkeit zu dem Bey, als man in Frankreich zu dem Chef einer Abtheilung des Ministeriums des Innern gelangt.

Er empfing mich sehr herablassend und fragte, ob ich ihm noch eine gute Nachricht mitzutheilen habe.

Laporte verneinte es und sagte, ich habe um eine Gnade zu bitten.

„Dann ist es an mir, die gute Nachricht zu ertheilen," sagte der Bey.

Laporte erklärte ihm meinen Wunsch.

Sein Gesicht verfinsterte sich ein wenig.

„Aber weiß Dein Freund, der Gelehrte," sagte er zu Laporte, „daß Younis für mich arbeitet?"

Laporte übersetzte mir die Frage.

„Ja, Hoheit," antwortete ich ihm, „aber Du mußt bedenken, Du lässest Dir von ihm sein Grab machen und ich will mir ein Zimmer machen lassen. Mein Zimmer will ich bei meinen Lebzeiten bewohnen, Dein Grab wirst Du erst nach Deinem Tode bewohnen; Du hast es also weniger eilig und wirst mir nachstehen."

Die Antwort schien dem Bey durchaus logisch.

„Ich gebe Dir Hadj' Younis," sagte er, „sorge gut für ihn und schicke mir ihn sobald als möglich zurück."

Ich dankte dem Bey mit aufrichtigerer Freude, als da er mir den Orden des Nisham versprochen. Man fertigte uns Younis Paß aus und dann kehrten wir in das Consulat zurück.

Beim Anblick des Passes war Younis fast eben so erfreut wie ich. Wenn ich große Lust hatte, ihn nach Frankreich zu führen, so hatte er offenbar eben so große Lust, dorthin zu reisen.

Da wir am zweiten Tage abreisen sollten, so gab ich Younis die vier Hundert Piaster und bat ihn, sich bereit zu halten, mir zu folgen.

Was ihm die Abreise leicht machte, war Paul, dieser Araber von Darfour, der mit ihm Arabisch sprach und

ihm in dieser Sprache sagte, daß er es bei mir besser haben werde, als zu Hause.

Dieses Versprechen habe ich gewissenhaft gehalten.

Nach einem Aufenthalt von vier Monaten in Frankreich schrieb Hadj' Younis in seinem eigenen und seines Sohnes Namen an seine Frau, und um den Ueberfluß und das Glück zu schildern, worin er lebte, konnte er nur die einzige Phrase finden, die seinen Gedanken ausdrückte:

„Anni farchan Kitter."

„Wir sind im Weizen."

Die Abreise.

Nach einem Aufenthalt von sechs Tagen, die uns wie eine Stunde vergangen sind, haben wir eben Tunis verlassen, um uns Ihnen zu nähern, Madame, denn Tunis ist der äußerste Punkt unserer Reise.

Doch ein letztes Wort über die Stadt, über den Bey, über das Consulat und über Alles — kurz, einige Seiten, worin ich Alles nachhole, was ich in meinen früheren Briefen von interessanten Einzelheiten übergangen habe.

Tunis besitzt nicht nur das Grabmal Ludwig des Heiligen, sondern auch das College Saint-Louis.

Zu der Zeit, als wir uns in Tunis befanden, wurde dieses College von einem interimistischen Director Namens Espinasse geleitet.

Hören Sie jetzt, wie diese Anstalt gegründet wurde.

Bei der Kapelle des Heiligen Ludwig, wovon wir in einem früheren Briefe gesprochen, ist ein würdiger Geist-

licher, Namens Abbé Bourgade angestellt, welcher auf den Gedanken kam, daß sein Beruf, weshalb er das Meer überschritten und sich nach Afrika verbannt, sich nicht darauf beschränken dürfe, jährlich zwei oder drei Messen zu lesen an einem Orte, der gewiß eher ein heidnischer Tempel war, als das Sterbelager des heiligen Königs.

Mit der Kapelle des heiligen Ludwig hatte die Civilisation in Afrika nur schwach Fuß gefaßt.

Der Abbé Bourgade beschloß, sie dort so fest zu begründen, daß sie nicht daraus könne vertrieben werden.

Zuerst ließ er funfzehn barmherzige Schwestern kommen, die der Schwesterschaft des heiligen Joseph angehörten, welche die Baronin von Vialar in Frankreich gegründet. Diese heiligen Schwestern gründeten wetteifernd ein Asyl, eine Schule für junge Mädchen und das Hospital Saint-Louis.

Dann dachte er an eine Bildungsanstalt für Knaben.

Erst im Jahre 1832 gelang es dem Abbé Bourgade mit der geringen Unterstützung von tausend Franken, die ihm der König der Franzosen schickte, sein College zu gründen, welches jetzt mehr als zweihundert Zöglinge zählt, die mit gleicher Leichtigkeit die französische, italienische und arabische Sprache verstehen und reden.

Die Freitage und Sonnabende sind der Chemie, der Physik und dem Zeichnen gewidmet.

Als der König den Fortschritt dieser bewunderswürdigen Anstalt sah, bewilligte er derselben eine jährliche Unterstützung von tausend Franken; aber ein Einkommen von tausend Franken ist sehr wenig für eine Anstalt, die

das erste Gesetz ihres Gründers, nämlich die christliche Liebe, verletzt, wenn sie nicht eine Anzahl ihrer Zöglinge unentgeldlich aufnimmt.

Wäre es nicht besser, dem Theater-Français, welches wohl ohne Unterstützung bestehen könnte, wenn es gut verwaltet würde, nur dreihundert achtzigtausend Franken zu geben und dem College in Tunis zwanzigtausend Franken zu schicken?

Wir besuchten das College, wo unser Besuch eine große Aufregung hervorbrachte. Vier oder fünf Zöglinge, die Stubenarrest hatten, wurden unsertwegen begnadigt.

Auf einem großen schwarzen Bret standen mehrere arabische Zeilen, die ich mir übersetzen ließ und wovon ich mir drei oder vier Sätze notirte.

Es waren folgende:

„Das Wort, welches Dir entwischt, ist Dein Herr."
„Das, welches Du zurückhältst, ist Dein Sclave."
„Das Wort ist silbern, das Schweigen ist golden."
„Wer den Hund schlägt, schlägt den Herrn."
„Eine gefühlvolle Seele ist stets in Trauer."
„Die Geduld ist der Schlüssel zur Freude."
„Die Uebereilung ist die Quelle der Reue."
„Wenn auch Dein Freund von Honig wäre, so lecke ihn doch nicht ganz auf."

Zu diesen Maximen wollen wir noch eine letzte hinzufügen, die zwar nicht auf der Tafel eines College, sondern nur an einer einfachen Mauer geschrieben stand, aber doch nicht ohne Verdienst zu sein schien.

Es ist folgende:

„Verheirathe Dich nicht mit einer Wittwe, und gliche auch ihre Wange einem Blumenstrauße; Du magst auch alle Pflichten erfüllen, die Dir die Ehe auflegt und noch mehr thun, so wirst Du sie dennoch immer mit einem Seufzer sagen hören: Gott wolle meinem armen verstorbenen Manne gnädig sein.“

Als wir umher liefen, um Abschied zu nehmen, begegnete uns Giraud halb lachend, halb getäuscht in seiner Erwartung. Sie erinnern sich jener reizenden Maurin, von der ich gesprochen habe, Madame, und welche das Glück hatte, die Blicke unserer beiden Maler auf sich zu ziehen. Sie waren ihr gefolgt, ermuthigt durch die Flammenblicke, die sie ihnen durch die Falten ihres Haik zugeworfen. Da sie nicht französisch und unsere Landsleute nicht arabisch sprachen, so waren sie genöthigt gewesen, zu der ursprünglichen Sprache, zu der Sprache der Celten, ihre Zuflucht zu nehmen und hatten bemerkt, daß die reizende Maurin ein Knabe war.

Die tunesische Polizei ist sehr moralisch, sie verbietet die öffentlichen Mädchen, aber sie erlaubt die öffentlichen Knaben.

Uebrigens ist es schwer, im Orient auf den ersten Blick einen Knaben von einem jungen Mädchen zu unterscheiden. Da ist dieselbe Schönheit der Formen, dieselben glänzenden Blicke, dieselben rothen Lippen, dieselben Perlenzähne, und dabei dieselbe Draperie, die das zur Geltung bringt, was man sieht und was man nicht sieht.

Wir hatten es auf den letzten Augenblick verschoben, unsere Einkäufe zu machen. Wir traten gegen zwei Uhr in das Consulat ein und der Bazar war geöffnet.

Ach! Madame, wie soll ich Ihnen die Versuchungen schildern, die sich meiner bemächtigten beim Anblick dieser Halsbänder, dieser Armbänder, dieser Nadeln, beim Anblick dieser Stoffe mit breiten Goldborten, in Seide, in Gaze, bei diesen Teppichen von Smyrna und Tripolis, bei diesen Kästchen von Schildpatt, diesen Tischen von Perlmutter — es hieße eine schon zu grausame Qual erneuern.

Unsere beiden Araber erwarteten uns; jeder hatte ein kleines Packet, welches ein Kleid zum Wechseln enthielt und einen Matrosenmantel, der ihre Werkzeuge einschloß; sie waren ruhig und vertrauensvoll, als sollten sie nur bis an die Einfahrt des Hafens gehn. Als sie mich erblickten, faßten sie meine Hände, küßten sie und nannten mich Sid. Damit war Alles gesagt; sie gehörten mir an, das Uebrige kümmerte sie nicht mehr. Es war meine Sache, während der Reise für sie zu sorgen; es war meine Sache, sie vor den Gefahren zu schützen, die sie nicht kannten, um deren Vorhandensein sie aber dennoch wußten. Es war meine Sache, sie an dem bestimmten Tage ihrem Vaterlande und ihrer Familie zurückzugeben.

Sie hatten zwei Hühner mitgebracht, da sie nicht wußten, wohin wir gingen und ob sie in dem Lande, wohin wir gingen, auch auf den folgenden Tag zu essen haben würden.

Paul wendete alle seine Beredtsamkeit an, um ihnen begreiflich zu machen, wie unnütz es sei, diese beiden Hüh-

ner mitzunehmen, aber sie wollten Nichts davon hören und sagten, wenn sie nicht für sie sein sollten, so sollten sie für mich sein.

Der Augenblick des Abschiednehmens war gekommen; die Matrosen des Veloce bemächtigten sich unsers Gepäcks, welches auf jeder Station um drei oder vier Kisten vermehrt worden war. Es wurde uns so schwer, Laporte zu verlassen und Cotelle und Rousseau, unsern vortrefflichen sardinischen Consul, der uns einen so schönen Ball gegeben — unsere vortrefflichen Landsleute, die uns eine so gute Mittagstafel gegeben — Saint-Marie endlich, der wieder eine von seinen so gefahrvollen Reisen antreten wollte, die ein Spiel für ihn geworden und für alle seine Freunde ein Schrecken geblieben sind.

Funfzig Personen begleiteten uns bis ans Ufer, während die Damen uns von der Terrasse mit ihren Taschentüchern zuwinkten.

Die Nacht kam rasch herbei; es war keine Zeit zu verlieren. Der Mond ging erst um Mitternacht auf; wir konnten uns auf dem See verirren.

Wir umarmten uns zum letztenmal und sprangen in die Böte.

So lange es noch nicht ganz dunkel war, blieben unsere Freunde am Ufer; aber nach und nach verdichtete die Entfernung den grauen Schleier, der sich zwischen uns ausbreitete, die Gegenstände verwischten sich endlich undeutlich und verschwanden.

Als letztes Zeichen des Abschieds schoß ich zwei Flin-

tenschüsse ab und wir versuchten nicht mehr, etwas zu sehen; die Nacht war gekommen.

Nachdem wir eine Stunde gefahren waren, bemerkten wir, daß wir uns auf dem See verirrt hatten.

In der That deutet Nichts den Weg an, als die mit dem Wasser gleichstehenden Pfähle, die in der Nacht fast unnütz werden, da man sie nicht sieht.

Endlich nach einer Irrfahrt von noch einer Stunde erblickten wir eine schwarze Lache vor uns und erkannten die Einfahrt.

Gerade in dem Augenblick erschien Herr Gaspari, der dieses Ereigniß vorausgesehen hatte, mit einer Fackel auf dem Damm.

Er hatte die Barken vorüberfahren sehen, die uns abholen sollten, und er erwartete unsere Rückkehr.

Wir mußten aussteigen; ein Punsch wartete unser, und rings umher standen Flaschen mit Rossoli, Maresquino und zwei oder drei unbekannten Liqueurs.

Darauf mußte ich den Ertrag seiner sechsjährigen Nachsuchungen annehmen: Medaillen, Mosaikbruchstücke, Trümmer von kleinen Statuen, und es blieb mir Nichts weiter übrig, als noch eine neue Kiste zu den übrigen hinzuzufügen.

Ich bat ihn, mir den Saal zu zeigen, wo der Kampf der beiden Vettern stattgefunden. Er führte mich dorthin. Die Mauer zeigte noch die Spuren der Kugeln, obgleich die Oeffnungen mit Mörtel ausgefüllt waren.

Endlich bedachten wir, mit welcher Ungeduld der Be-

loce uns erwarten mußte; wir zerrissen gewaltsam alle gastfreundschaftlichen Bande und reisten ab.

Dies hieß zum zweitenmal Tunis verlassen.

Um zehn Uhr waren wir an Bord. Der Kapitain hatte das Abendessen bereiten lassen; wir setzten uns zu Tische und man lichtete die Anker.

Um Mitternacht ging glänzend der Mond auf.

Bei seiner bleichen Helle konnten wir noch einen Blick auf diesen schönen See werfen, jenseits desselben wir Tunis mehr erriethen, als sahen.

Wir fuhren um das Cap von Carthago und Alles war verschwunden.

Die Insel Galita.

Das Meer war schön, der Wind gut und die ganze Nacht hindurch fuhren wir mit mäßiger Schnelligkeit. Als wir am Morgen erwachten, sahen wir die kleine Insel Galita vor uns.

Die Insel Galita ist wie die Insel Monte Christo, mit welcher sie einige Aehnlichkeit hat, von Kaninchen und wilden Ziegen bewohnt. Bei dieser Nachricht baten wir den Kapitain, uns einige Stunden dort verweilen zu lassen, und wie immer beeilte sich derselbe, unsern Wunsch zu erfüllen.

Einige Zeit vor unserer Ankunft hatte sich ein interessantes Ereigniß an der Stelle, wo wir uns befanden, zugetragen.

Eine Jüdin aus Tunis hatte sich nach Bona verheirathet und war zwei Jahre nach ihrer Verheirathung nach Tunis zurückgekehrt.

Man suchte die Gründe dieser Rückkehr zu erforschen und blieb im Allgemeinen dabei stehen, daß ihr Mann mit ihrem leichtfertigen Betragen unzufrieden gewesen und sich von ihr habe scheiden lassen.

Einige Monate nach ihrer Ankunft in Tunis kam ihr Mann auch dorthin, und da man die beiden Ehegatten in vollkommener Einigkeit leben sah, so mußte der gegen die Frau erhobene Verdacht von selber wegfallen.

Ja noch mehr, der Mann kam, seine Frau abzuholen, da er, wie er sagte, nicht ohne sie leben könne.

Er hatte ein neues Etablissement in Algier begründet. Die beiden Ehegatten gingen an Bord eines kleinen griechischen Fahrzeuges, um sich an die Spitze dieses Etablissements zu stellen.

Aber dieses Etablissement in Algier war erdichtet und ebenso diese Wiederkehr der Liebe.

Der Jude hatte keinen andern Plan, als sich von seiner Frau zu befreien, und in Folge von zweitausend Piastern, die der griechische Schiffskapitain erhalten, hatte er sich verbindlich gemacht, ihn nach besten Kräften bei seinem Vorhaben zu unterstützen.

Der Zufall kam den beiden Mitschuldigen zu Hülfe. Das Meer war sehr aufgeregt, so daß die arme Frau die Seekrankheit in solchem Grade bekam, daß ihr jede Vertheidigung unmöglich wurde; übrigens dachte die arme Frau nicht daran, sich zu vertheidigen, da sie nicht wußte, daß sie überhaupt bedroht werde.

Plötzlich traten der Ehemann und der Kapitain in ihr Zimmer und knebelten sie.

Dann brachte man eine Kiste, in diese legte man sie und nagelte dann die Kiste zu.

Endlich warf man die Kiste ins Meer.

Es war Nacht; Niemand sah die Handlung oder bekümmerte sich darum.

Das Fahrzeug, welches ein guter Segler war, wie das unsrige, hatte bald die Kiste aus dem Gesicht verloren, die auf dem Meere umhertrieb.

Drei Stunden später, als der Tag anbrach, kam das Dampfschiff „die Sphinx“, welches fünf Stunden später, als das griechische Fahrzeug, von dem Hafenausgange abgefahren war, legte denselben Weg zurück und man bemerkte einen Gegenstand, den man anfangs für einen Kahn, dann für einen Waarenballen hielt und endlich für eine Kiste erkannte.

Man ließ das Schiff anhalten und schickte eine Schaluppe ab. Die Matrosen der Schaluppe fischten die Kiste heraus und brachten sie auf das Packetboot.

Während der Fahrt dorthin glaubte man klagende Töne aus der Kiste hervorkommen zu hören, da man aber kein Instrument bei der Hand hatte, so begnügte man sich, so stark als möglich zu rudern, indem man Fragen an das seltsame Colli richtete, worauf es nur in unartikulirten Tönen antwortete.

Man brachte die Kiste auf das Verdeck und ließ den Zimmermann kommen.

Beil und Meißel thaten ihr Werk, der Deckel öffnete sich und man fand eine nackte, halb erstickte Frau.

Es war unsre Jüdin.

Sie erzählte ihre ganze Geschichte.

Auch die Sphinx fuhr nach Algier.

Der Kapitain befahl, die volle Dampfkraft anzuwenden. Gegen Mittag erblickte man das griechische Fahrzeug und am Abend hatte man es eingeholt und war an ihm vorbeigefahren.

Die Sphinx war zwölf Stunden vor dem griechischen Fahrzeug in Algier.

Der Kapitain hatte also Zeit, seine Anzeige zu machen, und die Frau, ihre Klage vorzubringen.

Die erste Person, die der Ehemann erblickte, als er seinen Fuß auf den Hafendamm setzte, war seine Frau und hinter ihr stand eine Abtheilung der Gendarmerie.

Der griechische Kapitain hatte es nicht für gerathen gehalten, ans Land zu gehen; von seinem Schiffe aus sah er die Verhaftung des Juden und suchte sogleich das Weite.

Der Ehemann wurde zum Tode verurtheilt und zur großen Freude der Mauren und Araber hingerichtet, für die es immer ein großes Fest ist, einen Juden gezwungen vom Leben zum Tode übergehen zu sehen.

Younis erzählte Paul diese hübsche Geschichte, der sie mir übersetzte, als wir einen Büchsenschuß von der Insel vor Anker gingen.

Wir fanden siebzehn Faden Wasser, und der Grund bestand aus fester Thonerde mit Seepflanzen gemischt.

Eine kleine Barke lag geschützt zwischen den Felsen, welche die Annährung ans Land verhinderten. Sie gehörte Korallenfischern.

Wir wechselten einige Worte mit ihnen; es waren Neapolitaner.

Wir brachten auch unsre Barke aufs Meer und machten Jagd auf Taucher, die sich am Ufer befanden und sehr erstaunt waren, auf ihrer unbewohnten Insel am zehnten December im Jahre des Heils 1846 eine so schöne und zahlreiche Gesellschaft zu empfangen.

Es machte uns einige Schwierigkeit, die Insel zu erreichen, die nur eine Ansammlung von Felsen ist, von welcher sich von Zeit zu Zeit häusergroße Stücke ablösen, die an ihren Seiten hinunterrollen und in kleinen Trümmern unten ankommen. Da sie dort nur eine Tiefe von acht oder zehn Fuß finden, so ragen sie zur Hälfte aus dem Wasser hervor.

So gelangten wir, von einem Felsblock zum andern springend, auf die Insel.

Als wir auf dem festen Lande waren, glaubten wir uns gerettet, aber es zeigte sich dieselbe Schwierigkeit; wir waren an der Grenze des Chaos und wir mußten diese neue Anhäufung von Trümmern überschreiten.

Endlich gelang es uns und wir kamen auf ein steiniges Terrain, welches zwischen jeder Felsenspalte hohes Gras hervorschießen ließ, das so zerbrechlich war wie dürres Holz und die Höhe von zwei Fuß erreichte.

Kaum hatte ich zweihundert Schritte unter diesem Grase zurückgelegt, als mich zwei Kaninchen überraschten, die zu meinen Füßen hervorkamen.

Zufällig schoß ich beide.

Bei dem doppelten Knall, den das Echo wiederholte,

sahen wir eine Schaar wilder Ziegen zu unsrer Rechten aufspringen und auf die höchsten Gipfel der Insel eilen.

Alexander, Desbarolles und unser junger Wundarzt verfolgten sie.

Maquet, Giraud, Chancel und ich wendeten uns links.

Da die linke Seite der ebene und die rechte Seite der steile Theil war, so beschränkten wir uns auf die Kaninchenjagd, während die anderen Herren auf die wilden Ziegen Jagd machten.

Ich war ihretwegen nicht ohne Unruhe. Dieser Ausflug auf die beweglichen Felsen, die stets bereit waren, ins Meer hinunter zu rollen, schien mir gefährlich.

Ich machte einige Bemerkungen darüber, die zu meinem Schmerze nicht beachtet wurden.

Sie verschwanden hinter einem Vorsprunge.

Wir setzten unsere Jagd fort.

Die von den Matrosen, welche die Erlaubniß dazu erhalten hatten, folgten uns und bildeten einen Kreis, so daß bei dieser Treibjagd uns wenige Kaninchen entgehen konnten; auch sah man sie wie der Blitz durch das hohe Gras eilen.

Wir schossen etwa zwanzig und die Matrosen tödteten zwei oder drei mit Steinwürfen.

Außerdem schoß Chancel eine Schnepfe.

Wir unterhielten ein Gewehrfeuer, welches einem Scharmützel glich.

Von Zeit zu Zeit antwortete uns ein Flintenschuß von den Bergen.

Einer von diesen Flintenschüssen machte, daß ich mich

umwendete. Ich sah den Pulverdampf und dann etwas, was ich für Desbarolles zu erkennen glaubte, der rasch an dem Abhange eines Felsens hinunterglitt.

Doch glitt er nicht auf dem Rücken, nicht auf dem Bauche, nicht auf der rechten, nicht auf der linken Seite, nicht den Kopf unten, sondern er glitt auf dem Hintern hinab.

Dies wurde uns später erklärt. Er hatte einen Fehltritt gethan, und zwar zum Nachtheil seines Pantalons und seiner Haut. In dieser Positur, die ihm als die weniger gefährliche erscheinen mochte, durcheilte Desbarolles mehrere Klafter.

Alexander war von seinem Falle mit fortgerissen worden, und ich sah ihn von Fels zu Fels einen Zirkelschlag beschreiben. Er hielt sich nur auf Kosten seiner Flinte auf, deren Kolben er zwischen zwei Steine steckte. Der Kolben war abgebrochen.

Auf diese beiden Ereignisse beschränkten sich die Unfälle des Tages.

Von wilden Ziegen war natürlich keine Rede.

Jeder von ihnen hatte indessen Wunder gethan; aber was man sich nicht erklären konnte, war, daß keine von den Ziegen gefallen war, ungeachtet der unendlichen Menge Kugeln, die sie mußten erhalten haben.

Man schloß daraus, daß die Ziegen der Insel Galita unverwundbar waren, oder wenigstens nur, wie Achilles, an der Ferse verwundet werden konnten.

Nun aber hat die Ferse einer Ziege eine so kleine Oberfläche, daß es nicht zu verwundern war, wenn unsere

Jäger, so geschickt sie auch sein mochten, ein wenig zu hoch oder zu niedrig gehalten hatten.

Indessen gab uns Alexander einen Beweis von seiner Geschicklichkeit, der ein Gegenstück zu der Lerche von Bizerte lieferte.

Er warf selber einen Kieselstein in die Luft und zerschoß ihn mit der letzten Kugel, die sich noch in seiner Flinte befand.

Das bestärkte uns noch mehr in der Ueberzeugung, daß die Ziegen unverwundbar sein mußten.

Am Ufer des Meeres fanden wir unsere Matrosen versammelt. Sie hatten auf ihre eigene Hand gejagt, indem sie große Kreise bildeten, die sie nach einem Mittelpunkte hin verengten. Auf diese Weise hatten sie eine Menge Kaninchen lebend oder todt gefangen.

Unter diesen befand sich ein weißes Kaninchen, eine Abart seiner Race, welches seine Genossen mit großem Erstaunen zu betrachten schienen.

Ein Matrose hatte in einer Art von Steinbruch eine köstliche Quelle entdeckt, die durch die Felsen rieselte und eiskalt ein weites, natürliches Bassin erfüllte.

Diese unbekannte Najade hatte schon andere Reisende erquickt, denn eine französische Schiffsgesellschaft hatte durch ihren Bootsmann ihren Dank in den Felsen eingraben lassen, der über das Wasser hinaushing.

Da uns nichts weiter aufhielt, so verließen wir die Insel und kehrten an Bord des Veloce zurück, der mitten in der Nacht im Hafen von Bona die Anker auswarf.

Bona.

Die beiden ersten Dinge, die uns überraschten, als wir auf das Verdeck kamen, waren die Festung von Bona, der Schauplatz einer der ersten und kühnsten Waffenthaten Yussuf's und der Felsvorsprung, der Löwe genannt wegen seiner Form, mit dem wir noch an demselben Abend genauere Bekanntschaft machen sollten.

Der Hafen von Bona wird von den Seefahrern wenig geachtet, die bei schlechtem Wetter nur gezwungen dort verweilen.

Der Hafen von Bona ist in der That nur eine Vertiefung von schlechter Beschaffenheit; der Anker fällt hier nur auf ein über die Felsen ausgebreitetes Sandlager, welches bei schlechtem Wetter nicht genug Widerstand leistet.

Ehemals war Bona reich. Wenn wir ehemals sagen, so meinen wir vor zwanzig, dreißig, vierzig Jahren. Im

Jahre 1810 betrug die Bevölkerung zehntausend Seelen; im Jahre 1830, als wir Algerien eroberten, belief sie sich nur noch auf funfzehnhundert.

Das Getreide von der Krimm hatte die afrikanische Ausfuhr vernichtet. Die Bewohner forderten nicht mehr von der Erde den reichen Ueberfluß, dessen man zum Handel bedarf, sondern nur das durchaus Nothwendige, was zur Nahrung erforderlich ist.

Das Gerücht von unserer Reise hatte sich bereits an der ganzen Küste verbreitet; auch hatten wir kaum die Anker ausgeworfen, als wir eine Barke vom Ufer auf uns zukommen sahen. In dieser Barke saß der französische Commissair, ein alter Freund von mir, welcher kam, um uns, wie er sagte, zu seinem Vortheil zu confisciren. Wir hatten Nichts gegen diese wohlwollende Confiscation einzuwenden und begaben uns in seine Wohnung, wo wir seine Frau und Tochter fanden, die uns erwarteten.

Unsere Gänge durch die Stadt waren kurz. Die Stadt enthält nichts besonders Interessantes. Eine ziemlich hübsche Moschee, das ist Alles, und eine höchst wunderbare Bibel, die in der jüdischen Synagoge aufbewahrt wird; doch von den Wundern, die sie wirkte, konnte mir Niemand etwas sagen.

Wir beschlossen einen Spaziergang nach Hippone, dem alten Bisthum Ihres Lieblingsschriftstellers, Madame, dessen Bekenntnisse Sie, wie ich glaube, mit Recht denen Rousseau's vorziehen.

Unser Wirth übernahm es, die Pferde dazu anzuschaffen, da Hippone beinahe eine Stunde von Bona ent-

fernt ist. Da ich erfahren hatte, daß man unterwegs jagen könne, so warf ich meine Flinte auf die Schulter und machte mich, von einem polnischen Obersten geführt, der mich meinem Freunde, dem Commissair, streitig gemacht hatte, und bei dem ich blieb, zu dem Grabmal des heiligen Augustin auf den Weg, wo der allgemeine Versammlungsort war.

Wenn man aus der Stadt kommt, gelangt man zu einem großen Sumpfe, der sich links bis ans Meer erstreckt und rechts bis an den Fuß des Gebirges; geradezu ist der Horizont von einer kleinen Hügelkette begrenzt, auf deren ersten Erhöhungen sich das geheiligte Grab erhebt.

Wir folgten dem rechten Ufer der Bucht, wo ich einige Schnepfen und eine wilde Ente schoß.

Endlich nach Verlauf von drei Viertelstunden kamen wir bei dem Grabmal an, wo ich die ganze Karavane versammelt fand.

Das Grabmal ist auf den Ruinen des alten Hippone erbaut.

Es war die Residenz der numidischen Könige, aber von diesen numidischen Königen existirt Nichts mehr, nicht einmal der Name. Der heilige Augustin hat Alles mit seinem Priestermantel bedeckt und sein Gedächtniß lebt allein unter den Ruinen der großen Stadt.

Der heilige Augustin ist der Heilige der Frauen, der Poesie und der Liebe. Er bekämpfte sein Lebenlang die glühenden Triebe seines Herzens, und nachdem er die eheliche Liebe zu einer Leidenschaft gemacht, erhob er die kindliche Liebe zu einem Cultus.

Der heilige Augustin hätte zur Zeit der Magdalena leben sollen.

Den 13. November 354 in Tagast geboren, in Madaura erzogen, besuchte er Carthago, dessen ausschweifende Sitten ihn empörten, denn Nichts ist weiter von der Ausschweifung entfernt, als die Liebe, dann Mailand, wohin ihn die Beredtsamkeit des heiligen Ambrosius zog, und wo seine Bekehrung vorging, und endlich Hippone, wo das Volk, gerührt von seiner großen Frömmigkeit und seiner tiefen Beredtsamkeit, ihn gewissermaßen nöthigte, die Priesterweihe von der Hand des würdigen Bischofs zu empfangen, dessen Nachfolger er im Jahre 395 wurde.

Endlich am 23. August 430 starb der heilige Augustin während des dritten Monats der Belagerung von Hippone von den Vandalen. Er hatte Gott gebeten, ihn vor der Einnahme der Stadt zu sich zu rufen. Gott erhörte sein Gebet.

Die Vandalen zerstörten die Stadt, verschonten aber die Bibliothek und das Bisthum, die einzigen Besitzungen des heiligen Augustin, welche er der Kirche vermacht hatte.

Die Barbaren wurden die Testamentsvollstrecker des Heiligen.

Seine sterblichen Ueberreste machten die verschiedenen Städte, die das Glück gehabt hatten, sein Wort zu hören, einander streitig; zuerst besaß sie Cagliari und dann Pavia.

Endlich im Jahre 1842 forderte die französische Regierung für das neue Hippone einen Theil dieser kostbaren Reliquien. Der Knochen des rechten Vorderarmes wurde uns bewilligt, an Bord des „Gassendi“ nach Hippone

gebracht und mit großem Pomp an dem Orte beigesetzt, wo sich heutiges Tages das Monument erhebt.

Durch einen seltsamen Zufall war es der Kapitain Bérard, der jetzige Commandeur des Veloce, der zu jener Zeit den „Gassendi" commandirte.

Wir wollen Nichts von dem Monument sagen. Ich weiß nicht, ob es an Geld oder an Genie gefehlt hat, um es des Heiligen würdig zu machen.

Wir wollen lieber glauben, daß es an Geld gefehlt hat.

Das Beste, was man thun kann, wenn man am Fuße des Grabmals angekommen, ist, sich niederzusetzen, ihm den Rücken zuzuwenden und die herrliche Landschaft zu betrachten, die sich vor den Augen entfaltet.

Auf dem ersten Plan die Ruinen der alten Stadt, durch deren Oeffnungen der Blick dringt, auf dem zweiten Plan die Sümpfe, von der Bucht durchschnitten, auf dem dritten und letzten Plane die amphitheatralisch gebaute Stadt, zur Linken die Berge, zur Rechten das Meer.

Hier wurde in vollzähliger Rathsversammlung die für uns so wichtige Sache entschieden, ob wir direct von Bona über Guelma nach Constantine gehen oder den gewöhnlichen Weg einschlagen sollten, über Stora und Philippeville nach Constantine.

Die Reise über Guelma war ermüdender, aber malerischer, und überdies hatte ich seit langer Zeit mit unserm Löwentödter Gerard eine Zusammenkunft in Guelma verabredet.

Wir waren für Guelma, als der polnische Oberst

einen Brief aus der Tasche zog. Dieser Brief war von Gerards eigener Hand; er war von vorgestern datirt und kündigte uns an, daß Gerard in dem Augenblicke in das Innere des Landes abreise, da die Araber ihn aufgefordert, eine Löwin und ihre Jungen zu tödten.

Auf Gerard war unsere Neugierde gerichtet und wir hegten den lebhaften Wunsch, eine Löwenjagd mit ihm zu unternehmen. Da Gerard nicht mehr in Guelma war, so wählten wir natürlich den Weg über Philippeville.

Eine physiologische Bemerkung über den Löwen, Madame, und in Folge dessen auch über Gerard, den schrecklichen und glücklichen Widersacher desselben.

Unter den phantastischen Thieren des fabelhaften Alterthums ist uns keins schrecklicher erschienen, als diese entsetzliche Wirklichkeit, die man Löwe nennt.

In Rom gab es keine schöne Jagden ohne Löwen.

Eine der vorzüglichsten Klagen des Cassius wider Cäsar war, daß Cäsar ihm funfzig Löwen genommen, die er für das Fest seiner Aedilwürde aufbewahrt.

Eine der großen Erinnerungen, die Pompejus in Rom beliebt machten, war, daß er bei seinen Triumphfesten dreihundert männliche Löwen in das Amphitheater gebracht.

Weder die Schlange des Regulus, noch die Elephanten des Hannibal haben einen so lebhaften Eindruck gemacht, als da Antonius auf einem mit zwei Löwen bespannten Wagen durch die Straßen Roms fuhr.

Der große Gegenstand des Gespräches unter dem arabischen Zelte ist der Löwe.

Wir haben bereits gesagt, daß die Araber den Löwen Sid, Herr, nannten.

Die Araber behaupten, daß der Löwe viermal im Jahre seine Nahrung wechselt.

In den ersten drei Monaten des Jahres verspeist er Teufel, in den zweiten drei Monaten Menschenfleisch, in den dritten Thonerde, und in den vierten Thiere.

Die Araber haben bemerkt, daß der Löwe, welcher ein Pferd oder ein Kameel entführt, indem er es kühn auf seine Schulter wirft und mit dieser Last über drei bis vier Fuß hohe Hecken springt, nur mit Mühe ein Schaf fortschleppen kann.

Diese ungewöhnliche Erscheinung mußte einen Grund haben, und die Araber fanden ihn in ihrer poetischen Einbildungskraft.

Eines Tages sagte der Löwe, seine Stärke rühmend, in der Versammlung der Thiere:

„Ich werde den Stier auf meiner Schulter tragen, wenn es Gott will, das Kameel, wenn es Gott will, das Pferd, wenn es Gott will,“ und so ferner.

Als er zu dem Schaf kam, fand er die Sache so leicht, daß er Gott anzurufen versäumte.

Gott bestrafte ihn dafür und der König der Stärke ist genöthigt, das Schaf fortzuschleppen, welches er nicht auf die Schulter werfen kann.

Der Elephant, der Tiger, der Panther und der wilde Eber sind nebst dem Menschen die einzigen Geschöpfe, die mit dem Löwen zu kämpfen wagen. In Marokko hat

man einen todten Eber zehn Schritte weit von einem Löwen gefunden, dem er den Bauch aufgerissen.

Die Araber essen den Löwen. Einige Theile von dem Thiere heilen selbst, nach der Ansicht der Araber, gewisse Krankheiten; aber sie müssen später für diese Leckerei büßen. Die Kinder eines Menschen, der von einem Löwen gegessen hat, sterben fast immer beim Zahnen, indem die Zähne zu stark hervorkommen.

Die arabischen Marabuts haben zuweilen Löwen aufgezogen oder gezähmt; fast immer ist ihr Ruf der Heiligkeit dadurch erhöht worden.

Die Araber sind große Jäger. Sie machen Jagd auf den Löwen, den Panther, den Eber, die Hyäne, den Büffel, den Fuchs, den Schakal und die Gazelle; mit dem kleinen Wild, welches wir mit Schrot schießen, befassen sie sich niemals.

Es versteht sich von selbst, daß der Löwe der erste, der gefährlichste und edelste ihrer Gegner ist.

Wir haben gesagt, daß die Araber den Löwen „Herr" nennen, wenn sie von ihm reden.

Wenn sie zu ihm selber reden, nennen sie ihn Sid Johan-Ben-el-Johan.

Das heißt Herr Johann, Sohn des Johann.

Warum haben sie ihm zugleich einen menschlichen Titel und einen menschlichen Namen beigelegt?

Nach ihrer Ansicht hat der Löwe die edelsten Eigenschaften des edelsten Menschen. Er ist tapfer, er ist großmüthig, er versteht die menschliche Rede, in welcher Sprache

man auch zu ihm redet; er achtet die Tapferen, er ehrt die Frauen und hat kein Mitleid mit den Feiglingen.

Wenn ein Araber einem Löwen begegnet, so hält er sein Pferd an, welches unter ihm zittert, und redet seinen furchtbaren Gegner an:

„Ah! Du bist es, Herr Johann, Sohn des Johann, glaubst Du, mich zu erschrecken, mich, den und den, den Sohn des und des? Du bist edel, ich bin edel, Du bist tapfer, ich bin tapfer, laß mich also gehen wie einen Bruder, denn ich bin ein Mensch von Staub, ein Mensch der schwarzen Tage."

Darauf nimmt er seinen Säbel in die Hand, läßt seine Steigbügel klirren und reitet gerade auf den Löwen zu, der seine Fassung verliert und ihn in Ruhe läßt.

Wenn er sich fürchtet, wenn er umkehrt, ist er verloren, der Löwe springt auf ihn zu und zerreißt ihn.

Der Löwe prüft seinen Gegner, sieht ihn gerade an und liest auf seinem Gesichte; wenn der Mensch Furcht zeigt, nähert sich ihm der Löwe, drängt ihn mit der Schulter vom Wege und läßt das grausame Gebrüll hören, welches ihm den Tod ankündigt. Dann geifert er, beschreibt Kreise um sein Schlachtopfer, indem er mit seinem Schweife die Knospen der jungen Bäume abschlägt, und verschwindet zuweilen sogar. Da kommt der Mensch wieder zu sich, glaubt sich gerettet und flieht; nach hundert Schritten aber sieht er den Löwen wieder vor sich stehen und ihm den Weg versperren; dann legt er ihm die eine Tatze auf die Schulter und dann die andere und beleckt ihm das Gesicht mit seiner blutigen Zunge, bis er schwankt und um-

fällt oder vor Schrecken ohnmächtig wird. Dann verläßt der Löwe den Menschen wieder und entfernt sich zuweilen eine Viertelstunde weit, um zu trinken; von dem Augenblick an gehört der Mensch ihm; er kann zurückkommen, wann er will. Er trinkt und kehrt zurück, beleckt den Menschen wieder einen Augenblick und beginnt ihn dann zu verzehren. Er reißt einige Theile ab und trägt das Uebrige fort, und später findet man in einer Grube die Füße und Hände, die er niemals verzehrt.

Einige Araber — wohlgemerkt, Madame, daß es immer der Erzähler der Wüste ist und nicht Herr von Büffon, der durch meinen Mund redet — einige Araber, die schon ohnmächtig dalagen, während der Löwe gegangen war, um zu trinken, wurden noch gerettet durch eine Karavane, durch Jäger oder durch einen andern Araber, der tapferer und besser mit den Gewohnheiten des Löwen bekannt war, als sie. In diesem Falle erwartet der tapfere Araber, anstatt mit dem feigen Araber zu entfliehen, was sie Beide zu Grunde richten würde, da der Löwe sie Beide einholen kann, die Rückkehr des Löwen.

Der Löwe erscheint wieder und bleibt stehen, wenn er zwei Männer anstatt des einen sieht.

Darauf geht der tapfere Araber dem Löwen entgegen und sagt zu ihm:

„Der, welcher da liegt, Herr Johann, Sohn des Johann, ist ein Feigling, aber ich bin der und der, der Sohn des und des, und fürchte Dich nicht; indessen bitte ich Dich um Gnade für diesen Elenden, der nicht würdig

ist, von Dir verspeist zu werden; ich binde ihm die Hände und führe ihn als meinen Sklaven fort."

Hierauf brüllt der Löwe.

„O! sei ruhig," sagt der Tapfere, „er soll schwer bestraft werden."

Und bei diesen Worten bindet er dem Feigling die Hände mit einer Schnur.

Hierauf entfernt sich der Löwe befriedigt und verschwindet diesmal, um nicht wieder zu kommen.

Es giebt auch Araber — und diese haben mehr Muth als der, welcher sich zuerst aufs Meer wagte, und dessen Herz, wie Horaz sagt, von dreifachem Erz umgeben war — es giebt auch Araber, die sich stellen, als ob sie Furcht empfänden und den Löwen in dem Augenblick, wo er ihnen seine beiden Tatzen auf die Schulter legt, mit ihrem Dolche den Bauch aufschlitzen.

Je nach der Lokalität bieten sich dem Flüchtlinge zwei Zufluchtsorte dar.

Ein naher Baum, auf den er in der Schnelligkeit klettern kann.

Ein dorniges Gebüsch, in welches er wie eine Schlange schlüpft.

Der Löwe fürchtet, sich das Gesicht zu verletzen, dieses bewegliche Gesicht, welches dem des olympischen Jupiter gleicht und dessen sämmtliche Muskeln Barye und Delacroix so gut haben spielen lassen.

Aber dann richtet sich der Löwe gegen den Baum auf oder legt sich in die Nähe des Gebüsches und wartet.

In diesem Falle kann der Mensch nur durch das Vorüberziehen einer Karavane gerettet werden.

Auf dem Wege nach Bathna begegnete ein Araber einem Löwen. Er entfloh, fand eine Korngrube und stürzte sich hinein. Der Löwe kam bis an die Oeffnung, sah mit seinen flammenden Blicken hinunter, beurtheilte aber, daß er nicht wieder herauskommen würde, wenn er sich hineinstürze, und legte sich vor der Oeffnung nieder.

Zum Glück für den Gefangenen kam am folgenden Tage eine Abtheilung französischen Militairs, die den Löwen in die Flucht jagte.

Wenn der Löwe flieht, haben die Araber ein untrügliches Mittel, ihn aufzuhalten.

Sie verspotten ihn.

„Ah! Feigling! Ah! Elender! Du fliehst," rufen sie ihm nach. „Du behauptest, das tapferste aller Thiere zu sein, und fliehst wie ein Weib. Wir werden Dich nicht mehr Herr, sondern Sclave nennen."

Bei diesen Worten kehrt der Löwe zurück und erwartet die Jäger.

Der Löwe muß ganz ausgehungert sein, wenn er das Weib nicht respectirt; die Araber behaupten sogar, er fürchte es.

Araber haben mir versichert, gesehen zu haben, daß Frauen einem Löwen nachgelaufen, der ein Schaf oder ein Kalb oder selbst Kinder fortgeschleppt, ihn beim Schweif ergriffen und mit einem Stock geschlagen.

Wenn der Löwe sich umwendet und eine drohende

Stellung annimmt, so darf nur die Frau stehen bleiben und ihr Gewand aufheben.

Der Löwe widersetzt sich nicht, sondern entflieht so schnell er kann.

Die Araber behaupten, daß der Löwe niemals ein Pferd entführt, welches vor einem Zelt steht, während dies täglich auf der Weide geschieht.

Fast alle Löwenhäute, die ich in Algerien gesehen, waren verstümmelt.

Die Frauen reißen ihnen die Zähne und die Krallen aus, um sie als Talismane zu gebrauchen, wenn die Krieger sie nicht nehmen, um den Hals ihrer Pferde damit zu schmücken.

Die Teppiche von Löwenfellen entfernen nicht nur die schädlichen Thiere, sondern auch die Dämonen.

Wenn man Jagd auf einen Löwen macht, handelt es sich besonders darum, seinen drei ersten Sätzen zu entgehen.

Der Löwe springt zuweilen dreißig Fuß weit.

Wenn die Jäger erfahren, daß ein Löwe in ihre Gegend gekommen ist, schickt man Treiber aus, die seine Spur verfolgen und den Ort aufsuchen, wo er sich gewöhnlich aufhält, den er in einem Gebüsch wählt, wo so wenig Dornen als möglich sind, um sich nicht das Gesicht zu ritzen.

Dann kommen die Treiber zurück und statten ihren Bericht ab. Die Jäger setzen sich zu Pferde und umzingeln das Gebüsch.

Der erste, der das Thier erblickt, ruft, indem er mit dem Finger darauf deutet:

„Rabe-hena!“

Das heißt: „Er ist nicht da.“

Wenn er riefe: „Ra-hena!“ Das heißt: „Er ist da,“ so würde der Löwe, der, wie gesagt, alle Sprachen versteht, nicht verfehlen, seinen Verräther zu zerreißen.

Dann entfernen sich Alle etwa sechzig Schritte, um den ersten drei Sätzen zu entgehen, und stellen sich, als wären sie davongelaufen.

In der Entfernung von sechzig Schritten machen die Jäger Halt und alle feuern zugleich auf den bezeichneten Ort.

Wenn der Löwe nicht tödtlich getroffen wird, verläßt er das Gebüsch. Die Araber entfernen sich im Galopp und laden dabei ihre Flinten wieder; wenn der Löwe flieht und sie ihre Flinten wieder geladen haben, rufen sie ihn spottend zurück.

Selten endet eine Löwenjagd, ohne daß man den Verlust von drei oder vier Jägern zu beklagen hat, denn der Löwe fällt fast nie auf den ersten Schuß, wenn ihm nicht die Kugel geradezu das Herz durchbohrt.

Im Allgemeinen thut man dem Löwen in Algerien Unrecht. Wenn ein Mensch verschwindet, sagt man:

„Der Löwe hat ihn gefressen.“

Die Araber fürchten den Panther mehr, als den Löwen, da es ihm an aller Großmuth fehlt.

Auch erzählt man von dem Panther keine so wunderbaren Geschichten, wie von dem Könige der Thiere.

Der Mensch, der einem Panther begegnet, muß ihn tödten oder er tödtet den Menschen. Er versteht keine Sprache, er unterscheidet nicht den Tapfern von dem Feigling; für ihn ist der Mensch Mensch, das heißt ein Feind und eine Beute.

Seine Sätze sind ebenso rasch und fast ebenso kräftig, wie die des Löwen. Der Panther verfolgt den Reiter, springt hinter ihm aufs Pferd und zerschmettert ihm den Schädel durch einen Schlag mit der Tatze oder durch einen Biß seiner Zähne.

Auch tragen die Jäger eine eiserne Haube.

Um den Panther zu jagen, stellt man sich auf den Anstand und befestigt die Lockspeise, die ihn herbeiführen soll, an einen fünf oder sechs Fuß hohen Ast. In dem Augenblick, wo er sich aufrichtet, um sie zu erreichen, schießt man ihm eine Kugel in die Brust.

Die Araber bedienen sich des Pantherfelles, um den Vordertheil ihres Sattels damit zu bedecken.

Es bleibt noch die Hyäne übrig, welcher Herr von Büffon einen so schrecklichen Ruf bereitet hat — Herr von Büffon, der, wie ein an poetischen Bildern reicher Akademiker gesagt hat, auf den Knieen der Natur schrieb.

Unglücklicherweise schrieb Herr von Büffon häufiger auf den Knieen der pariser Natur, als auf denen der wirklichen Natur. Und daher kommt es, daß er aus dem feigsten und elendesten aller Thiere, aus der Hyäne, eins der schrecklichsten gemacht hat.

Daher kam es, daß ein Statthalter von Algerien, der Afrika nicht in Afrika, sondern in Herrn von Büffon's

Naturgeschichte studirt hatte, und unsre Flotte durch die Hyäne verwüstet zu sehen glaubte, indem das Geschrei der Hyäne so viele unglückliche Matrosen ans Land lockte, eine Belohnung von fünf und zwanzig Franken für jeden Jäger aussetzte, der eins von diesen schrecklichen Thieren tödten würde.

Als die Araber dieses Dekret erfuhren, freuten sie sich sehr. Fünf und zwanzig Franken für den Rüssel einer Hyäne ist fast ebenso viel, wie man nach dem Gesetzvorschlage unsern Repräsentanten giebt.

Auch begannen sie, die Hyänen zu jagen, und es vergeht keine Woche, wo man nicht einen Araber in Algier eintreten sieht, der eine, mit einem Maulkorbe versehene Hyäne am Strick führt. Wenn die Hyäne sich zu gehen weigert, so treibt sie der Araber mit Stockschlägen weiter.

Ich fragte einen Araber, ob die Hyänenjagd sehr gefährlich sei. Ich mußte es ihm zweimal wiederholen, denn er verstand es nicht.

Als er es verstanden hatte, lächelte er so sehr, wie ein Araber lächeln kann, und fragte mich, ob er mir erzählen solle, wie die Araber die Hyänen fangen.

Ich nahm sein Anerbieten an und hörte nun, wie die Jagd vor sich geht, wenn man das Thier lebendig fangen will.

Wenn ein Araber die Höhle oder den Schlupfwinkel einer Hyäne entdeckt hat, so breitet er seinen Bournous vor dem Eingang der Höhle aus und hält so die Lichtstrahlen ab.

Dann tritt er selber mit ausgebreiteten Armen in die Höhle.

Wenn er die Hyäne berührt hat, sagt er zu ihr:

„Reiche mir die Pfote, damit ich Dir Hennah gebe."

Die Hyäne läßt sich durch dieses Versprechen verleiten und streckt ihre Pfote aus.

Der Araber faßt sie bei dieser Pfote, führt sie hinaus und legt ihr dann den Maulkorb und das Leitseil an.

An diesem Leitseil führt er sie nach Algier.

Ich stehe nicht dafür ein, daß alle einzelnen Umstände dieser Jagd völlig wahr sind, aber sie geben einen Begriff davon, was die Araber von dem Muthe der Hyäne halten.

Indessen fehlt es der Hyäne nicht an Kraft, besonders nicht in den Kinnbacken. Im Jahre 1841 führte ein Araber eine Hyäne nach Oran und schenkte sie dem General Lamoricière.

Sie zerbrach zwischen ihren Zähnen das Schenkelbein eines Ochsen.

Der General schickte sie dem Jardin des Plantes.

Doch kommen wir auf den Löwentödter Gerard zurück.

Der Löwentödter Gerard.

Die Araber erinnern sich nur eines Löwentödters.

Er hieß Hassen und war Jäger bei Hamed-Bey, Mameluck und Braham-Bey.

Er starb unter der Regierung des letzten.

Die Araber berichten folgendermaßen seinen Tod:

Ein Löwe brüllt, Hassen geht ihm entgegen; man hört einen Schuß, dann ein Gebrüll, einen Schrei und Nichts weiter. Hassen war todt.

Hassen jagte den Löwen mit Hülfe einer Lockspeise, die mit Baumstämmen und Erde bedeckt wurde. So tödtete er mehrere Löwen, die auf die Bäume stiegen. Seine Waffen bestanden in einem gezogenen Karabiner, zwei Pistolen und einem Yatagan.

Er hat elf Jahre lang gejagt. Die Araber sind nicht einstimmig über die Zahl der Löwen, die er getödtet. Der Zufall bestimmte Frankreich den Ruhm, Hassen einen Nachfolger zu geben.

Dieser Nachfolger ist Julius Gerard, Wachtmeister bei der leichten Reiterei.

Julius Gerard ist ein Mann von dreißig oder ein und dreißig Jahren, klein, schmächtig und blond. Sein klares blaues Auge ist zugleich sanft und fest; sein Bart ist blond und spärlich; seine Sprache sanft und gleich der eines Frauenzimmers.

Im Jahre 1842 ließ er sich bei der leichten Reiterei in Bona anwerben. Er wählte dieses Corps, weil es niemals Afrika verläßt.

Er kam 1842 in Bona an, wo man zuerst einen Regimentsschreiber aus ihm machen wollte. Nach Verlauf von drei Monaten wurde es ihm verleidet, auf dem Papier zu kratzen, und er verlangte ein Pferd und ein Gewehr. Von jetzt an wurde er einer der eifrigsten Scheibenschießer in der Garnison. Bald darauf wurde seine Eskadron entlassen, um die von Guelma zu bilden. Gerard verlangte nach Guelma zu gehen. Guelma liegt achtzehn Stunden weiter im Innern des Landes. In Guelma waren Kämpfe oder wenigstens Jagden zu erwarten. Ihm wurde diese Gunst zu Theil.

Schon in der dritten Nacht erkletterte Gerard die Wälle des Lagers, um Jagd auf wilde Eber, Hyänen und Schakals zu machen.

In Guelma hörte Gerard zuerst von Hassen, von den Löwen reden, von den Verwüstungen, die sie anrichten, so wie von der Gefahr, der man sich beim Jagen derselben aussetzt.

Alle diese Geschichten, die wir mitgetheilt haben, hörte

Gerard jeden Abend erzählen. Diese Poesie der Wüste stieg ihm in den Kopf und machte, daß er ganze Nächte davon träumte. In seinen Träumen befand er sich diesen schrecklichen Herren des Gebirges gegenüber; in seinen Träumen kämpfte er mit ihnen und hatte keine Furcht. Gerard entschloß sich, Hassen's Ruhm zu verdunkeln.

Durch das Scheibenschießen hatte er sich einen richtigen Blick und eine sichere Hand angeeignet, weshalb man ihn bereits in der Gegend rühmte.

Oft sagte Gerard zu den Arabern:

„Wenn ein Löwe vom Gebirge kommt, so benachrichtigt mich davon, denn auch ich will ein Löwentödter werden wie Hassen, aber ohne Lockspeise und ohne Hülfe der Bäume."

Erster Löwe.

Zu Anfang des Monats Julius 1844 erfuhr Gerard, daß ein Löwe Archioua verwüste. Jede Nacht kam der Herr des Gebirges in die Ebene herunter und nahm seinen Zehnten von den Heerden.

Gerard bat um Urlaub und man bewilligte ihm drei Tage.

Als er in dem arabischen Dorfe ankam, wollte man nicht glauben, daß es dieser wie ein Kind aussehende junge Mann sei, der aus dem französischen Lager komme, um mit dem Löwen zu kämpfen. Diese Urmenschen glaubten, man müsse eine kräftige Brust haben, um ein großes Herz zu

enthalten, und daß nur die Kraft gegen die Kraft kämpfen könne. Gerard verlor keine Zeit und begab sich gleich bei seiner Ankunft auf die Jagd; aber der erste Tag verging mit unnützen Nachforschungen.

Am zweiten Tage ließ Gerard eine Ochsenheerde in das Gehölz von Archioua führen.

Er folgte der Heerde in Begleitung von zwei Arabern.

Der Tag verging wieder, ohne daß man etwas sah; aber als der Abend kam, begann der Löwe zu brüllen.

Gerard hat mir gestanden, daß ihm bei diesem ersten Brüllen das Herz geschlagen.

Aber es bemerkte es sonst Niemand, denn er ging gerade auf das Gebrüll zu.

Plötzlich erblickte er den Löwen funfzig Schritte weit vor sich im Schatten.

Der Löwe hatte ebenfalls den Jäger gesehen, den er ohne Zweifel schon lange gewittert.

Bei diesem Anblick bewegt sich sein Schweif, seine Mähne sträubt sich; er senkt den Kopf zur Erde, kratzt mit seinen Vordertatzen in die Erde, brüllt in die Oeffnung, die er gegraben und geht gerade auf Gerard zu.

Die beiden Araber wollten feuern, aber eine gebieterische Geberde von Gerard hält sie davon ab.

Er wollte sich allein mit dem Löwen messen und sich seiner selbst versichern.

Der Löwe kam mit demselben Schritte näher, ohne ein anderes Zeichen des Zornes zu erkennen zu geben, als eine lebhaftere Bewegung des Schweifes und ein sichtbareres Sträuben seiner Mähne.

Mit jeder Secunde wurde die Entfernung geringer, und nach und nach hatte er sich bis auf zehn Schritte genähert.

Gerard war unbeweglich und legte auf ihn an, sobald er ihn erblickt hatte.

Vielleicht zweifelte der Löwe, daß es ein Mensch sei.

Als der Löwe sich Gerard bis auf zehn Schritte genähert hatte, blieb er stehen.

Ein Blitz, und der Löwe fiel todt zu Boden.

Die Kugel hatte die Mitte seiner Stirn getroffen, den Schädel durchbohrt und war in das Gehirn gedrungen.

Ich fragte Gerard, warum er ihn so nahe habe kommen lassen.

„Ich hatte nur einen Schuß zu versenden," antwortete er mir einfach.

Der Sieger kehrte in das arabische Dorf zurück; wenn er allein gewesen wäre, hätte man ihm nicht geglaubt. Die Araber erzählten von dem Tode des Löwen. Am folgenden Tage ging man, den Körper zu holen.

Das Gerücht verbreitete sich schnell durch das ganze Land, daß ein Franzose gerade auf einen Löwen zugegangen sei und ihn auf den ersten Schuß getödtet habe. Im Anfang des August erhielt Gerard die Nachricht, daß ein Löwe seit acht Tagen sich in der Umgegend des arabischen Dorf Zeouezi umhertreibe und große Verwüstungen unter den Herden anrichte.

Zweiter Löwe.

Diesmal machte sich Gerard mit einem andern Brigadier der leichten Reiterei, einem Eingebornen des Landes, der Saadi-Bounar hieß, auf den Weg.

Nachdem sie in dem arabischen Dorfe alle Erkundigungen eingezogen hatten, die man ihnen geben konnte, stellten sich Beide in der Nähe von Aïn-Lefra in einer Schlucht auf und erwarteten den schrecklichen Löwen von Mahouna.

Dort blieben sie, ohne etwas zu sehen oder zu hören, und hielten den Athem an, damit nicht das geringste Geräusch ihre Gegenwart verrathe.

Um halb zwei Uhr war Saadi-Bounar, ermüdet von dem fruchtlosen Warten, eingeschlafen.

Was sagen Sie, Madame, von diesen Männern, welche einschlafen, während sie einen Löwen erwarten? Glücklicherweise wachte Gerard.

Um zwei Uhr, in dem Augenblick, als der Mond, der die ganze Nacht geschienen hatte, von einer Wolke bedeckt war, glaubte Gerard einen undeutlichen Schatten sich bewegen zu sehen. Nach und nach wurde die Gestalt bestimmter und Gerard erkannte, daß der Feind, den er erwartete, vor ihm stehe.

Diesmal hatte Gerard einen Karabiner mit doppeltem Lauf.

Wie das erstemal beeilt sich Gerard nicht, sondern erwartet ihn unbeweglich.

Der Löwe, der ebenfalls einen Feind vor sich zu sehen

glaubt, nähert sich mit langsamen Schritten und erhobenem Kopfe; dann macht er seinen ersten Satz und nähert sich ihm etwa um zwanzig Schritte.

Nach diesem ersten Satze befinden sich Gerard und der Löwe etwa dreißig Schritte von einander.

Hierauf schnaubt der Löwe in die Luft, erhebt den Kopf, schüttelt die Mähne, springt zum zweitenmal und fällt etwa funfzehn Schritte von Gerard nieder.

Diesmal benutzt Gerard den Augenblick, wo er niederfällt; der Schuß geht los, und ein schreckliches Gebrüll verkündet, daß der Löwe verwundet ist.

Dieses Gebrüll erweckt Saadi-Bounar, der sich lebhaft aufrichtet und Feuer geben will; aber Gerard hält ihn zurück. Der Löwe richtet sich auf seine Hintertatzen und schlägt mit den Vordertatzen in die Luft.

Der zweite Schuß von Gerard trifft ihn in die Brust.

Hierauf bemächtigt sich Gerard des Karabiners seines Kameraden; aber ein dritter Schuß ist unnütz, denn der Löwe wälzt sich am Boden, krazt in die Erde, erhebt sich und fällt wieder hin, um nicht mehr aufzustehen.

Gerard kehrt, von einer großen Anzahl Araber begleitet, ins Lager zurück und bringt die Haut des Löwen von Mahouna mit, wie Herkules die des nemäischen Löwen.

Dritter Löwe.

Seit mehreren Monaten trieb sich ein Löwe in dem Lande Ouled-Bouazis umher und verwüstete besonders die Besitzung des Herrn von Montjol.

Gerard wird gerufen, der die Erlaubniß seines Kapitains erhält und sich eiligst nach Bona begiebt.

Am Tage nach seiner Ankunft, das heißt am 28. Februar 1845, macht sich Gerard auf den Weg, den Löwen aufzusuchen. Am Saume des Waldes von Kunega, der die Ebene beherrscht, glaubt er Spuren zu erkennen, und bald hat er die Gewißheit erlangt, daß er sich auf der Fährte des Löwen befindet.

Um die Nacht abzuwarten, begiebt er sich in das maurische Dorf Ali-Ben-Mohammed, wo die Araber sich beeilen, ihm Brodkuchen, Datteln und Milch anzubieten; dann nach diesem frugalen Mahl hört er das erste Gebrüll des Thieres auf dem Gebirge und macht sich, von einem einzigen Araber geführt, der ihm die Furth von Kunega zeigt, die der Löwe gewöhnlich passirt, auf den Weg.

Gerard setzt sich sechs Schritte weit von dieser Furth auf einen Stein nieder, während sein Begleiter dreißig Schritte zurückgeht und hinter einer Pistazie Schutz sucht.

Indessen deutet das Gebrüll, welches jeden Augenblick schrecklicher wird, an, daß das Thier nicht nur auf den Füßen ist, sondern sich auch nähert. Bald wird die Richtung durch das Gebrüll so deutlich angezeigt, daß Gerard nicht zweifelt, er werde, seinen nächtlichen Gewohnheiten getreu, in wenigen Augenblicken an dem von dem Araber angedeuteten Orte vorüberkommen.

In der That kommt der Löwe um acht Uhr durch den Gang und nähert sich Gerard, ohne ihn zu sehen, bis auf sechs Schritte.

Der Jäger legt mit seiner gewohnten Ruhe auf ihn an und schießt auf ihn.

Der Löwe hat weder so viel Kraft noch so viel Zeit, sich umzuwenden; unerwartet getroffen, wälzt sich der Löwe mit furchtbarem Gebrüll in der Furth. Gerard nähert sich und sieht, wie er in den Schlamm des Flußbettes beißt.

Gerard, der nicht gewohnt ist, etwas zweimal zu thun, glaubt ihn tödtlich verwundet zu haben, kehrt in das maurische Dorf zurück und deutet den Arabern die Stelle an, wo man am folgenden Morgen den todten Löwen finden wird.

Bei Anbruch des Tages kehrt er in die Furth zurück, aber der Löwe ist verschwunden, nur bezeugt die blutige und aufgekratzte Erde an fünf oder sechs Stellen seinen Schmerz.

An dem Tage war es Gerard unmöglich, ihn wieder zu finden.

Der Abend und die ganze Nacht wurden damit zugebracht, eine große Treibjagd auf den folgenden Tag anzuordnen.

Am folgenden Morgen begeben sich die Araber in Masse in den Wald und durchstreifen ihn nach allen Richtungen, aber ohne Erfolg.

Unglücklicherweise ist Gerard's Urlaub am folgenden Tage abgelaufen und er muß die Jagd aufgeben.

Sollte ihm diesmal der Löwe entgehen?

Um drei Uhr verläßt er die Araber und kehrt in das Dorf zurück, wo er Vorbereitungen zu seiner Abreise trifft.

Plötzlich hört er fünf oder sechs Schüsse, die ihm ankündigen, daß noch nicht alle Hoffnung verloren ist.

Da er schon zu Pferde sitzt, um abzureisen, so reitet er im Galopp auf die Richtung zu, woher das Geräusch ertönt, und nähert sich den Arabern, die ihm zurufen, sobald sie ihn erblicken:

„Ein schwarzer Löwe, ganz schwarz, der Sohn eines Ebers und einer Löwin, größer als ein Pferd des Bey, ist dort vor uns im Dickicht: nur ein noch schrecklicherer Löwe, als er, ist im Stande, ihn herauszutreiben!"

An dem Zittern seines Pferdes erkennt Gerard, daß die Araber die Wahrheit reden. Er steigt ab und nähert sich allein dem Dickicht, in welches die Araber das Thier haben eintreten sehen, und sucht es zu entdecken, indem er die Zweige mit dem Laufe seiner Flinte zurückbiegt.

Aber es regt sich Nichts in dem Dickicht.

Hierauf ruft Gerard den Arabern zu, die Hunde herbeizuführen, um die Spur wiederzufinden, die er verloren glaubt.

Aber die Araber geben ihm ein Zeichen, daß der Löwe seinen Schlupfwinkel noch nicht verlassen hat.

Sie erinnern sich, welcher Aberglaube sie verhindert, das bekannte Ra-hena: „Er ist da," auszusprechen.

Indessen entfernen sich zwei Araber, die kühner sind, als die übrigen, von dem Trupp und nähern sich Gerard. Der eine, der nur mit einem Yatagan bewaffnet ist, bleibt sechzig Schritte von ihm stehen, der andere, der eine Flinte trägt, nähert sich ihm bis auf zwanzig Schritte.

Dieser letztere giebt Gerard ein Zeichen, sich bereit zu halten, hebt einen Stein auf und wirft ihn in das Gebüsch.

In demselben Augenblick hört man die Aeste krachen, sieht die Cactus sich öffnen, und als durchbreche er eine Mauer, kommt der Löwe hervorgesprungen, erkennt in Gerard seinen Feind vom Abend zuvor und stürzt sich auf ihn los.

Kaum hat Gerard so viel Zeit, seinen Karabiner anzulegen. Der Schuß geht los und der Löwe, wie vom Blitz getroffen, fällt nieder und erhebt sich wieder; aber ein zweiter Schuß trifft ihn, und diesmal wälzt er sich kraftlos in der Tiefe einer Schlucht.

Die Araber laufen herbei, aber noch ehe sie ankommen, öffnet der sterbende Löwe seinen blutigen Rachen.

Diesmal verschiebt man es nicht auf den folgenden Tag, ihn fortzutragen; einige Flintenschüsse beenden seine Qual und der Löwe wird auf einer Tragbahre in das Dorf gebracht.

In dem Augenblick, als der Löwe sich gezeigt, hatte ihm der Araber mit dem Yatagan den Rücken gewendet und in der Schnelligkeit seiner Beine seine Rettung gesucht.

Der Andere mit der Flinte war ihm anfangs gefolgt, nach einigen Schritten aber hatte ihm sein Gewissen Vorwürfe gemacht und er war zurückgekehrt.

Der todte Löwe wurde vor das Zelt des Scheik gelegt, unter welchem sich die Araber des Dorfes versammelt hatten, und jeder von ihnen redete ihn nach der Reihe an; der eine forderte ihn zur Rechenschaft wegen

seines Ochsen, der zweite wegen seines Pferdes, der dritte wegen seines Schafes und der vierte wegen seines Kameels.

Darauf erhob sich der Aelteste des Stammes, forderte Schweigen und sagte:

„Meine Kinder, dies ist der Löwe von Kunega, den wir jeden Abend im Gebirge brüllen hörten, der endlich unser ganzes Dorf nöthigte, sich vor Tagesanbruch aufzumachen, der die Herden unsrer Nachbaren vernichtet hat, der aus Sidi-Denden eine Stute und mehrere Ochsen entführt hat, der sich endlich in Menschenblut gesättigt, indem er bei hellem Tage einen Christen auf dem Wege, und einen Muselmann am Ufer des Baches verzehrt hat."

„Ihr seht, meine Kinder, der Löwe von Kunega ist freilich todt, aber der wahre Löwe lebt noch, um alle die zu Boden zu schmettern, die ihm begegnen werden."

„Ehre dem tapferen Gerard, dem Löwentödter! Sein Andenken weile bei uns, und er nehme unsern Dank mit sich!"

Den Löwen von Kunega hatte man seit länger als sechzig Jahren gekannt.

Vierter Löwe.

Im folgenden Julius erwartete Gerard einen Löwen in der Furth von Bulerbegh. Vergebens wartet er bis elf Uhr Abends; aber um elf Uhr Abends kommt nicht ein Löwe, sondern ihrer drei.

Der erste, der den Jäger erblickt, bleibt stehen, aber

in dem Augenblick, wo er stehen bleibt, zerschmettert ihm Gerard die Schulter mit einem ersten Büchsenschuß.

Der Löwe wälzt sich brüllend im Flusse und erschrokken nehmen seine beiden Begleiter die Flucht.

Gerard, der nicht weiß, was aus dem verwundeten Löwen geworden ist, eilt ihn zu verfolgen; als er aber an das Ufer des Flusses kommt, sieht er ihn vor sich stehen. Der Löwe hat den schlüpfrigen Abhang erklettert und kehrt zu dem Jäger zurück.

Eine zweite Kugel wirft ihn in das Flußbett zurück, aber ohne ihn zu tödten.

Zweimal getroffen erhebt sich der furchtbare Gegner wieder und erst bei der vierten Kugel fällt er, um sich nicht wieder zu erheben.

Fünfter Löwe.

Im August desselben Jahres durchzieht Gerard das Land Bereban. Um acht Uhr Abends hört er zwei Hundert Schritte von sich eine Löwin brüllen. Diesmal nimmt er sich nicht einmal die Mühe, sich auf den Anstand zu stellen und sie zu erwarten; er geht gerade auf sie zu, zerschmettert ihr die Stirn mit einer Kugel und tödtet sie auf den ersten Schuß.

Sechster Löwe.

Wenn Sie jetzt Gerard als Erzähler kennen lernen wollen, so lesen Sie folgenden Brief, worin Gerard dem

Obersten Boyer einen jener schrecklichen Kämpfe erzählt, womit er so vertraut geworden ist:

Den 8. Januar 1846.

„Herr Oberst,

„Ich kam gestern von Mahouna an, wo ich mich seit dem 16. December aufgehalten, und mache es mir zur Pflicht, Ihnen die einzelnen Umstände meines Kampfes mit der Löwin von Ouled-Hamza mitzutheilen."

„Seit mehreren Tagen machte diese Löwin Angriffe auf die Herde des arabischen Dorfes, wo ich mich befand, ohne daß ich ihr je hatte begegnen können."

„Nachdem ich ihr am 5. Januar den ganzen Tag gefolgt war, ließ ich auf ihrem gewohnten Gange eine Ziege festbinden."

„Kaum hatte ich zehn Minuten dagestanden, als die Löwin funfzehn Schritte von der Ziege ihren Kopf aus dem Gehölze hervorstreckte, und nachdem sie sich vorsichtig nach allen Seiten umgesehen, auf ihre Beute zulief. Sie hatte sich ihr bis auf etwa sechs Schritte genähert, als eine Kugel, die sie in den Kopf traf, sie umwarf. Sie wälzte sich am Boden, als ich aber sah, daß sie sich wieder aufrichten wollte, sendete ich ihr eine zweite Kugel zu und sie fiel wieder nieder."

„Die Araber, die hundert Schritte von da ihre Herden weideten und Zeugen der Scene waren, eilten herbei und stießen ein Freudengeschrei aus. Aber während ich, ohne meinen Karabiner wieder zu laden, mich der Löwin näherte, die dumpf brüllte und ihre Beine ausstreckte, wie

ein Thier, welches stirbt, sahen wir sie zwei Schritte von uns sich wieder aufrichten, wieder hinfallen, sich nochmals erheben und dann ziemlich rasch in das Gehölz zurückeilen."

„Ich lud meine Büchse wieder und wir folgten ihren Spuren.

„Von dem Orte an, wo sie gefallen war, und wo sie etwa eine Kanne Blut verloren hatte, folgten wir ihr bis zum Anbruch der Nacht, ohne je ihre Spur zu verlieren. Ueberall, wo sie niederfiel, war ein Blutpfuhl; von Zeit zu Zeit sahen wir sie und bemerkten, wie sie sich uns nur mit Mühe entzog und sich von einem Gebüsch zum andern fortschleppte, doch ließ sie uns nie so nahe kommen, daß wir ihr einen Gnadenschuß geben konnten. Der Schnee und die Nacht nöthigten uns zurückzukehren."

„Wir nahmen uns freilich vor, am folgenden Morgen in den Wald zurückzukehren; aber seitdem ist noch mehr Schnee gefallen und überdies habe ich das Fieber bekommen und mich genöthigt gesehen, nach Guelma zurückzukehren, nachdem ich die Glückwünsche und Danksagungen der Araber empfangen, sie von einer Löwin befreit zu haben, die alle Jahre den Winter in ihrer Gegend zubrachte." –

„Sie haben mir überdies versprochen, wenn das Wetter besser würde, auszugehen, um die Löwin zu suchen und sie mir zu bringen; aber der Schnee dauert fort und ich weiß nicht, wann sie im Stande sein werden, ihr Vorhaben in Ausführung zu bringen."

„Ich habe die Ehre u. s. w.

Julius Gerard."

Siebenter Löwe.

Während des März 1846 richtete eine Löwin Verheerungen an in dem Gehölz Namens El-Ghelata-Debba, auf dem Gebirge Meziour, in dem Lande der Ouled-Hall-Hall. Der Häuptling dieses Stammes, Namens Zidem, machte eine Aufforderung an Sidi-Ben-Embarack, Häuptling des Stammes der Beni-Foural, seinen Nachbar, und an dem bestimmten Tage fanden sich bei Sonnenaufgang dreißig Männer von jedem dieser Stämme auf dem Gipfel des Meziour ein. Nachdem diese sechzig Araber das Gebüsch, welches der Löwin zum Lager diente, und nur dreißig Quadratruthen enthält, umzingelt hatten, stießen sie mehrere Hurrahs aus, und als sie die Löwin nicht erscheinen sahen, durchsuchten sie das Gebüsch und fanden zwei junge Löwen, etwa einen Monat alt.

Sie zogen sich rasch und in Unordnung zurück, da sie von der Mutter Nichts mehr zu fürchten zu haben glaubten, als der Scheik Sidi-Ben-Embarack, der zurückgeblieben war, die Löwin aus dem Walde auf sich zukommen sah. Sogleich rief er seinen Neffen Messaoud-Bil-Hadji und seinen Freund Ali-Ben-Braham zu Hülfe, die sogleich herbeieilten.

Anstatt aber den Scheik anzugreifen, der zu Pferde saß, stürzte sich die Löwin auf seinen Neffen, der zu Fuß war. Dieser erwartete sie mit Festigkeit und drückte seine Flinte ab.

Aber nur das Pulver brannte von der Pfanne ab.

Hierauf wirft Messaoud seine Flinte weg und streckt der Löwin seinen linken Arm hin. Diese beißt wüthend darauf los. Während dieser Zeit zieht Messaoud eine Pistole aus seinem Gürtel und schießt sie auf die Brust der Löwin ab.

Die Pistole war mit zwei Kugeln geladen. Auf diesen Schuß läßt die Löwin Messaoud's Arm los und stürzt sich mit offenem Rachen auf Ali-Ben-Braham los, der ganz in der Nähe seine Flinte in ihren Rachen abfeuert.

Ali-Ben-Braham versucht zu fliehen und setzt sein Pferd in Galopp; aber die Löwin stürzt sich auf ihn, packt ihn bei beiden Schultern, beißt ihm die rechte Hand ab, reißt ihm mit einem Griffe ihrer Tatze das Fleisch von vier Rippen herunter und stirbt auf ihm.

Messaoud gab vier und zwanzig Stunden nach dem Kampfe seinen Geist auf; Ali-Ben-Braham lebt noch, ist aber verkrüppelt geblieben.

Am 24. Februar 1846 kam derselbe Scheik Sidi-Ben-Embarack nach Guelma, suchte Gerard auf und sagte zu ihm:

„Eine Löwin ist mit ihren Jungen in Sebel-Meziour und verwüstet unsre Herden. Der Kaid Zidem ist mit seiner Begleitung an den Ort gegangen, aber keiner von den Reitern des Kaid hat sich dem Gehölz zu nähern gewagt. Ich komme, Dich abzuholen."

Gerard ging sogleich mit ihm und nahm am folgenden Tage seinen Weg nach Meziour. Er war von Omback-Ben-Attman, dem Bruder des Scheik, und einem Spahi begleitet.

Auf dem Gipfel des Gebirges angekommen, sah Gerard die Löwin, die in einer Entfernung von zweihundert Schritten jagte.

Gerard wollte sogleich ihre Spur verfolgen, aber Omback sagte zu ihm:

„Das Gehölz, worin ihre Jungen sich befinden, ist dort vor uns, dorthin müssen wir gehen. Wenn Du die Jungen hast, wird es Dir mit Gottes Hülfe leicht sein, die Mutter zu tödten."

Gerard stimmte der Ansicht seines Begleiters bei, ging auf das Gehölz zu und fand, nachdem er es durchsucht, in der Mitte einer großen Lichtung am Fuß einer Eiche eine hübsche kleine Löwin, die etwa einen Monat alt war.

Nachdem er die kleine Löwin dem Scheik hatte bringen lassen, ging Gerard zu dem arabischen Dorfe Mohammed-Ben-Ahmed's, welches eine Viertelstunde vom Gehölz entfernt lag, um dort einige Nahrung zu sich zu nehmen und den Untergang der Sonne zu erwarten.

Als die Sonne untergegangen war, kehrte er an den Fuß der Eiche zurück. Omback begleitete ihn und hielt sich in seiner Nähe.

Gegen acht Uhr Abends hörten die beiden Jäger das Geschrei eines jungen Löwen. Gerard griff ihn und trug ihn an den Fuß des Baumes, indem er hoffte, daß die Mutter auf sein Geschrei herbeikommen würde; aber er wartete vergebens.

Am folgenden Tage durchsuchte man das Gebirge, ohne aber die Löwin zu entdecken.

Die Löwin war verschwunden.

Man erfuhr später, daß sie sich nach Djebel-Ledore gewendet habe.

Die kleine Löwin wurde ein wenig krank, erholte sich aber bald wieder.

Der junge Löwe erfreut sich einer vollkommenen Gesundheit und hat den Namen Hubert, ohne Zweifel zum Andenken an den Patron der Jäger, erhalten.

Achter Löwe.

Am 25. August 1846 wurde Gerard von einem Araber, Namens Lakdar-Ben-Hadji aus dem Lande Boulerbeg benachrichtigt, daß sich ein Löwe fast seit einem Jahr in der Umgegend aufhalte und bereits dreißig Ochsen, fünf und vierzig Schafe und zwei Stuten verzehrt habe.

Gerard begab sich sogleich nach Mahouna.

Drei Nächte lang suchte ihn Gerard vergebens.

Am Morgen des vierten Tages kam Lakdar, ihm zu melden, daß ein schwarzer Stier in seiner Herde fehle, der ohne Zweifel während der Nacht die Beute des Löwen geworden.

Hierauf machte sich Gerard auf den Weg, den Stier aufzusuchen.

Nach Verlauf einer Stunde fand er das Thier todt und kaum angefressen.

Sechs Schritte von dem Stier erhob sich ein Baum; Gerard lehnte sich an denselben und erwartete den Löwen.

Gegen acht Uhr Abends erschien der Löwe und ging gerade auf Gerard zu.

Als sich der Löwe dem Jäger bis auf zehn Schritte genähert hatte, blieb er eine Sekunde stehen.

Gerard benutzte diese Sekunde und feuerte.

Die Kugel traf das rechte Auge des Löwen und drang in das Gehirn.

Bei dieser schrecklichen Verwundung erhob sich der Löwe auf seine Hinterfüße, schlug mit den Vordertatzen in die Luft und brüllte vor Zorn und Schmerz.

Gerard benutzte den Augenblick, wo sich sein Feind ihm als Scheibe darstellte, und schoß ihm eine Kugel in die Brust.

Der Löwe fällt, wälzt sich am Boden, erhebt sich wieder und nähert sich Gerard, der ihm auf halbem Wege entgegenkommt und ihm einen Stoß mit seinem Dolche versetzt.

Aber die Klinge des Dolches trifft den Knochen und zerbricht.

Gerard springt zurück, ladet seine Büchse wieder und endet die Qual des Löwen, indem er ihm noch zwei Kugeln zusendet.

Neunter Löwe.

Auf der Jagd dieses Löwen befand sich Gerard, als wir in Bona ankamen.

Dieser Löwe, oder vielmehr diese Löwin hatte zwei einjährige junge Löwen, was sie um so schrecklicher für die Bewohner von Archiouah machte, da sie für drei beständig hungrige Rachen jagte.

Gerard erwartete sie in der Nähe eines Pferdes, welches sie am Abend zuvor getödtet und in eine Schlucht geschleppt hatte.

Um neun Uhr sah er sie von ihren beiden kleinen Löwen, die schon so groß waren, wie die größten Hunde, begleitet, näher kommen.

Einer von den kleinen Löwen biß das Pferd an, als die Löwin Gerard erblickte, sich dem jungen Löwen näherte und ihn fortjagte.

Als der kleine Löwe in Sicherheit war, schlich sie sich wie eine Schlange von Gebüsch zu Gebüsch näher.

Nur ein Busch trennte sie von Gerard. Unter diesen Busch schlüpfte sie, und nach einem Augenblick sah Gerard durch die Blätter, nur acht Schritte von sich entfernt, den Kopf des Thieres.

Eine Kugel, die ihre Stirn traf, tödtete sie auf der Stelle.

So weit war Gerard mit seinen Heldenthaten, als wir in Bona ankamen.

Später habe ich ihn in Paris wiedergesehen und aus seinem eigenen Munde die einzelnen Umstände erfahren, die ich meinen Lesern vorlege.

Jetzt ist Gerard's Zukunft vom Schicksal vorgezeichnet. Von allen Seiten Algeriens sucht man ihn auf. Er kann und will nicht zurückweichen.

An der afrikanischen Küste wird er den Ruhm eines Herkules zurücklassen oder ein Araber wird einst in seinen Liedern von ihm wie von Hassen sagen:

„Ein Löwe brüllt; Gerard geht ihm entgegen, man hört einen Schuß, ein Gebrüll, dann einen Schrei und weiter Nichts. — Gerard war todt!“

Das „Jagdjournal“ hat Gerard ein prächtiges, von Devisme gearbeitetes Jagdmesser zum Geschenk gemacht.

Eine musikalische Abendgesellschaft.

Ein vortreffliches Mittagsmahl erwartete uns bei unserer Rückkehr von Hippone und nach dem Mittagsmahl eine vollkommen französische Abendgesellschaft.

Um unsertwillen hatte man den Flügel, die Noten und das Album geöffnet. Die Tochter unseres Wirths sang uns die neuesten Romanzen und spielte die schwierigsten Stücke von Moupou, Thalberg, Dreyschock und Lißt.

Das Wenigste, was wir dafür thun konnten, war, ihr Verse und Zeichnungen für den Gesang und die Musik wiederzugeben. Giraud zeichnete eine Karrikatur, Boulanger ein Portrait; Alexander, Maquet und ich schrieben Verse in ihr Album und Desbarrolles wagte sich an eine vierzeilige Strophe.

Man hätte in einem Salon der Chaussee d'Antin zu sein glauben können.

Man hätte es um so mehr glauben können, da es stark regnete.

Dieser Regen und Wind verursachten uns einige Unruhe wegen der Nacht. Ich kannte dem Rufe nach den Hafen von Bona und ich muß sagen, daß dieser Ruf nicht besonders vortheilhaft war.

Unser Wirth that sein Möglichstes, um uns zurückzuhalten. Er gab so gute Gründe an, wie man sie immer anführt und worauf man niemals hört: „das Wetter ist entsetzlich; ob Sie diesen Abend oder morgen abreisen, macht nur einen Unterschied von einigen Stunden. Man wird Ihnen die Nacht so angenehm, als möglich machen und Ihnen dankbar sein für die Gunst, die Sie uns gewähren."

Unglücklicherweise blieb bei allem Lächeln, womit wir diese verbindlichen Anerbietungen aufnahmen und welchen wir uns gern gefügt hätten, das Gesicht des Kapitains ernst. Gewiß widersetzte er sich nicht unserm Dableiben; beim ersten Wort, worin ich meinen Wunsch ausgedrückt hätte, die Nacht auf dem Lande zuzubringen, würde er diesen Wunsch unterstützt haben; indessen aber blieb er aufrecht stehen und hielt seinen Hut in der Hand. Wir erklärten also, da wir versprochen, am 18. oder spätestens am 20. in Algier zu sein und vorher noch Philippeville und Constantine zu besuchen hätten, sei uns jede Stunde kostbar und es sei dringend nöthig, in der Nacht abzureisen, da die Reise in der Nacht am angenehmsten sei, indem man dann beim Erwachen finde, daß man angekommen sei, welches Vergnügen wir mehr als einmal zu schätzen Gelegenheit gehabt.

Man begann den Abschied im Zimmer und beendete ihn erst am Hafen, da unser Wirth und die ganze männliche Gesellschaft darauf bestand, uns mit Regenschirmen zu begleiten, welchem Geleit wir uns auch keineswegs widersetzten.

Das Meer war sehr aufgeregt, selbst im Hafen; der bleiche Mond durchdrang mit Mühe die gelbliche Atmosphäre; ein großes, schwarzes Gewölk von phantastischer Form und einem zweiköpfigen Adler ähnlich zeichnete sich am Himmel ab, wo es ungeachtet der Windstöße, die vom Lande her wehten, unbeweglich blieb.

Wir gingen an Bord des Veloce. Ohne Zweifel hatte man vermuthet, daß man uns bitten werde, da zu bleiben, und geglaubt, daß wir einwilligen würden, denn die Maschine war nicht geheizt und Nichts zu unserer Abfahrt bereit.

Als der Kapitain den Fuß auf das Verdeck setzte, gab er die nöthigen Befehle und sogleich bereitete man sich zur Abfahrt.

Im Ganzen schien das Wetter nicht so schlecht zu sein, wie wir geglaubt hatten. Außer diesem blassen Monde und diesem seltsamen Gewölk erschien Nichts drohend.

Es war sogar so hell, daß wir die Form des riesenhaften Löwenfelsen unterscheiden konnten, der als das Wappen von Afrika dort hingestellt zu sein schien.

Indessen hatte diese scheinbare Ruhe unsern Freund Vial nicht getäuscht. Er machte dem Kapitain leise seine Bemerkungen darüber, deutete auf den farblosen Mond, auf das schwarze Gewölk und machte ihm den Vorschlag,

zu bleiben, wo wir waren. Aber ohne Zweifel hörte der Wind dieses Vorhaben, sagte dem Gewölk einige Worte und das Gewölk verzog sich. Um nicht zurückzubleiben, legte sich der Wind, und bei diesen günstigen Vorbedeutungen wurde der bestimmte Befehl gegeben, die Maschine zu heizen.

Nach einer halben Stunde lichteten wir die Anker.

Kaum war diese Operation beendet, als der Wind und das Gewölk, da sie gewiß waren, uns in ihrer Gewalt zu haben, sich wieder veränderten — der erstere ging in einen Wirbelsturm über und das zweite verwandelte sich in Regen. Man konnte nicht mehr auf dem Verdeck bleiben und wir flüchteten uns in die Cajüte der Officiere.

Dort waren wir ganz wie zu Hause. Vial, Salles und Maquet waren so gute Kameraden, daß sie nicht erst seit einem Monat, sondern seit zehn Jahren unsre Freunde zu sein schienen. In diesem Augenblick überließen sie uns natürlich ihren Salon, da Alle auf dem Verdeck blieben.

Der Thee, der Flügel und das Album hatten uns aufgeregt; Niemand hatte Lust, sich niederzulegen, außer Maquet, den die ersten Bewegungen des Fahrzeuges auf sein Bett niederwarfen. Jeder handelte also nach seinem Temperament oder seiner Phantasie.

Maquet trat in seine Cajüte, ließ aber die Thür offen, um sich noch an unserer Gesellschaft zu erfreuen, so sehr sich ein Mensch, der die Seekrankheit hat, an irgend etwas erfreuen kann.

Giraud nahm die Feder und begann eine Zeichnung, die ihm seit langer Zeit im Kopfe lag; es war ein zer-

streuter Maquet, der sich den Kopf an eine zu niedrige Thür stieß.

Alexander versuchte fünf oder sechs Strophen zu den beiden hinzuzufügen, die er in das Album unserer Wirthin eingetragen, und ich setzte mich nieder, um einen Brief an den Herzog von Montpensier zu schreiben.

Ich hatte ihm noch von Algier her meinen Dank abzustatten. In Algier hatte ich den Orden Karl des dritten empfangen. Dieser erhabene und richtig urtheilende Geist hatte mit Recht gedacht, daß dies das einzige Hochzeitsgeschenk sein werde, welches seiner und meiner würdig sei.

Nach Verlauf von zehn Minuten war jeder thätig in seinem Geschäft. Die, welche nicht arbeiteten, gruppirten sich um Giraud.

Es war immer ein Fest für uns, wenn Giraud einen von uns zum Gegenstande seiner reizenden Karrikaturen wählte, die mit der Schnelligkeit des Gedankens unter seiner Feder entstehen. Unsere ganze Reise, bereits in einigen funfzig Zeichnungen dargestellt, versprach der Nachwelt die possenhafteste und interessanteste Erinnerung unserer Wanderungen durch Spanien und Algerien zu liefern.

Es versteht sich von selbst, daß bei diesen Beschäftigungen der Krankheit, der Kunst und des Herzens, die uns in Anspruch nahmen, der Wind und das Gewölk ihren Gang gingen und ihr Möglichstes thaten, ihren Beruf zu erfüllen, indem der Eine uns auf die Küste zutrieb und das zweite uns eine zweite Auflage der Sündfluth zu Theil werden ließ. Wir empfanden ungeachtet der Bewegung, die immer merklicher wurde, jenes eigenthümliche

Wohlbehagen, welches der Mensch empfindet, der in Sicherheit ist, wenn er hört, wie der Wind an seinem Dache rüttelt und der Regen an seine Fensterscheiben schlägt.

Plötzlich hörten wir bei dem Geräusch des Windes und Regens die Stimme des Kapitains, welcher rief:

„Das Steuer nach dem Backbord!"

Die Stimme des Steuermannes antwortete ihm:

„Es kann nicht weiter."

Der Befehl und die Antwort bestanden aus sehr wenigen Worten, die in der gewöhnlichen Sprache von keiner großen Wichtigkeit sind, aber in der Schiffersprache viel bedeuteten, denn kaum waren diese Worte ausgesprochen, als eine Verwirrung auf dem Verdeck entstand, wie sie wenige Ohren gehört zu haben sich rühmen können. Und doch, so schrecklich dies Geräusch war, erhob sich eine Stimme, die Alles, Wind, Regen und Ungewitter übertönte.

„Wir sind auf dem Löwen!" rief diese Stimme.

Diese fünf Worte waren von einem heftigen Fluche begleitet; auch ließ Jeder seine Zeichnung, seine Verse und seinen Traum unbeendet und sprang auf das Verdeck.

Da ich der Thür am nächsten war, so kam ich zuerst hinauf.

Sie können sich keinen Begriff von dem Anblick machen, der uns erwartete.

Wir waren in der That nur zehn Schritte von dem Löwen entfernt. Unser Vordertheil war mit Schaum bedeckt und berührte beinahe die Felsen, welche die Grundfläche des riesenhaften Thieres umgaben, während unser Bogspriet gerade die Oeffnung gefunden hatte, welche die

Wogen glücklicherweise zwischen den Vorder- und Hinterbeinen des Thieres ausgespült haben.

Wir sahen dies Alles beim Schimmer eines Blitzes, der einen dichten und pfeilscharfen Vorhang von Regen zerriß.

Der Kapitain hatte nur noch so viel Zeit, zu rufen:

„Maschine rückwärts!“

Noch zwei Drehungen der Räder und wir wären zerschmettert gewesen.

Die Stimme ertönte bis in die Tiefen des Veloce, der bebend anhielt.

Indessen währte es einige Sekunden, bis der Befehl ausgeführt wurde, und während derselben kamen wir noch weiter.

„Werft das Senkblei aus!“ rief der Kapitain.

„Acht Faden!“ versetzte der Matrose.

Das Fahrzeug ging noch immer weiter.

„Noch einmal!“

„Sechs Faden!“

„Noch einmal!“

„Fünf Faden!“

Das Schiff hielt an.

„Maschine rückwärts!“ rief zum zweitenmal der Kapitain.

Es erfolgten wieder einige Sekunden der Ungewißheit.

Endlich griffen die Räder ins Wasser ein und es entstand eine rückgängige Bewegung.

Noch zwei Räderdrehungen vorwärts, Madame, un-

wahrscheinlich wäre einer Ihrer ergebensten Diener in der andern Welt.

Unser Rückgang wurde so rasch bewerkstelligt, daß der Kapitain die Schnelligkeit des Fahrzeuges hemmen zu müssen glaubte und rief:

„Werft den Anker am Backbord aus.“

Der Anker wurde ausgeworfen; die Kette rollte mit furchtbarem Geräusch über das Verdeck hin; aber bald reichte die Taulänge dieses Ankers nicht aus, um dem Schiffe gehörigen Spielraum beim Wenden zu geben, und so entschloß sich der Kapitain, die Kette fahren zu lassen. Während dieses Manoeuvres wurden zwei oder drei Kanonen abgefeuert, um dem Commandanten des Hafens von Bona mitzutheilen, daß ein Schiff in Gefahr sei.

Zehn Minuten später befanden wir uns an einer sichern Stelle, fast an demselben Orte, von wo wir abgefahren waren. Dort warf man den Anker bei siebzehn Faden Wasser vom Steuerbord aus.

Ich muß Ihnen sagen, Madame, daß es uns bei dem Allen unmöglich gewesen war, wegen des Windes und Regens auf dem Verdeck zu bleiben, wo überdies unsere Gegenwart unnütz war. Wir stiegen also in die Cajüte der Officiere hinunter, wo Giraud die Tollkühnheit hatte, seine Zeichnung, Alexander seine Verse und ich meinen Brief fortzusetzen.

Als Vial zerschlagen und durchnäßt eintrat, fand er uns so ruhig und beschäftigt, als wären wir im Salon unsers Wirths in Bona gewesen.

„Wahrhaftig, Kinder," sagte er, „Ihr wißt wohl nicht, daß wir beinahe den Löwen verschluckt hätten?"

„Wir wissen es," antworteten wir ihm mit spartanischer Ruhe.

Vial sah uns mit Bewunderung an und veränderte seinen Ton.

Gegen drei Uhr Morgens war Giraud's Zeichnung beendet, Madame, und ich muß bemerken, daß es eine der vollendetsten der ganzen Sammlung ist.

Die Thür besonders ist von musterhafter Bauart.

Wenn wir übrigens von der Gefahr frei waren, so hatte uns doch die unangenehme Empfindung der Seekrankheit nicht verlassen, besonders die nicht, welchen die Bewegung des Schiffes unangenehm war. Wir legten uns nieder, um, wenn möglich, die Einwirkung derselben zu vermindern.

Unser Schiff, welches zwar festgehalten wurde, aber nicht ruhig stand, schwankte entsetzlich. Die Stühle und Tabourets spazierten von einem Ende des Zimmers zum andern und nahmen dabei einen schwankenden Gang an. Ein mit Kugeln angefüllter Sack, der auf einer Console stand, ließ jedesmal eine Kugel auf den Boden fallen, wenn das Fahrzeug sich nach dem Backbord hinneigte. Diese Kugeln ertönten gleich den ehernen Kugeln, die Alexander von Macedonien, wenn er einzuschlummern begann, in ein kupfernes Becken fallen ließ, um zu erwachen. Die unsrigen begannen aber eine geräuschvolle Wanderung, die zu dem Lärm harmonirte, den eine Kanonenkugel hervorbrachte, die auf dem Verdeck hin und her rollte.

Von Maquet war keine Rede. Giraud war vernichtet und Desbarolles irrte wie ein gequälter Geist unter den belebten Stühlen und Tabourets umher und sagte:

„Es ist erstaunlich! — Ich habe die Seekrankheit! — Es ist erstaunlich!"

Dies währte bis fünf Uhr Morgens. Um fünf Uhr begann sich das Meer zu beruhigen. Die Möbeln ließen in ihren Bewegungen nach und die Kugeln blieben in den Winkeln liegen. Desbarolles nahm seinen Kopf in beide Hände, wie Marius auf den Ruinen von Carthago, und wir schliefen ein.

Gegenwind.

Unser Schlummer währte nicht lange, denn wir erwachten mit Anbruch des Tages. Das Wetter war trübe und wir erblickten Bona durch einen Schleier von feinem Regen. Der Wind blies immer aus Westen und drehte sich nur zuweilen nach Südwesten. Ein heftiger Wellenschlag von Norden her setzte das Schiff in Bewegung.

Man beschloß, bei der Festung Genois zu ankern, wo im Vergleich zu dem von Bona ein vortrefflicher Ankerplatz war.

Um neun Uhr lagen wir bei sandigem Grunde und siebenzehn Faden Wasser vor Anker.

Zwei Stunden später wurden die Segelstangen abgetakelt und man ließ sie an ihren Schwingseilen und Hißthauen hängen.

Der Tag wurde damit hingebracht, den Ort aufzusuchen, wo wir unsern Anker hatten fallen lassen, da unser

Kapitain nicht die Absicht hatte, dem mittelländischen Meere ein Geschenk damit zu machen.

Der Himmel blieb bedeckt; es wehte ein heftiger Westwind, das Cap de la Garde war bei der heftigen Brandung fast nicht zu sehen, und von Zeit zu Zeit spritzte der Schaum hundert Fuß in die Höhe.

Wir hatten für den ganzen Tag, und vielleicht auch für den folgenden zu thun. Maquet, der heftig an der Seekrankheit litt, wünschte mit dem Arzte ans Land zu gehen. Wir befanden uns etwa sechshundert Schritte von der Küste vor einem mit Gesträuch bedeckten Gebirge. Der Kapitain ließ eine Schaluppe aussetzen. Maquet und der Arzt nahmen ihre Flinten, und wir sahen sie am Ufer landen und sich mit einer Ruhe in das Gehölz versenken, als wären sie auf der Ebene von Saint-Denis.

Ich blieb an Bord, denn ich wollte meinen Brief an den Herzog von Montpensier beenden, den ich bei der heftigen Bewegung des Schiffes hatte unterbrechen müssen und den ich bei unserer gegenwärtigen Ruhe wieder fortzusetzen im Stande war.

Als ich meinen Brief beendet hatte, stieg ich auf das Verdeck, während Giraud in Vials Coje blieb, welche, für alle Winde offen, ihm die erste Erleichterung gewährte, die ein seekranker Mensch verlangt, nämlich Luft.

Desbarolles und Boulanger schliefen auf der Wächterbank, geliebkost von einem Sonnenstrahl, der zwischen zwei Wolken hindurchschlüpfte. Alexander und Chancel spielten Karten.

Meine beiden Araber rauchten. Bei der Verwirrung des letzten Abends hatten sie geglaubt, daß ihr letzter Tag oder vielmehr ihre letzte Nacht gekommen sei; aber sie hatten sie mit jener resignirten Ruhe erwartet, welche die Grundlage des Charakters jedes guten Muselmannes bildet.

Alle Matrosen, welchen man einige Stunden der Ruhe bewilligt hatte nach der eben verlebten schrecklichen Nacht, hatten sich in das Zwischendeck geflüchtet.

Um fünf Uhr kehrten Maquet und der Arzt zurück. Sie hatten zwei Hyänen gesehen und verfolgt, waren aber nicht im Stande gewesen, sie zu erreichen.

Alle hatten wenig gefrühstückt mit Ausnahme meiner, den das Rollen und Schwanken des Schiffes hungrig gemacht hatte. Man erwartete also das Mittagsmahl mit Ungeduld.

Es versteht sich von selbst, daß sich die Unterhaltung um die Gefahr drehte, der wir ausgesetzt gewesen waren und die selbst die Herren Officiere für sehr ernsthaft erklärten.

An diesem Abend wachte Niemand, Jeder bedurfte seines Bettes und von zehn Uhr an holte Jeder die verlorene Zeit wieder ein oder bemühte sich wenigstens, es zu thun.

Bei Anbruch des Tages wurden wir von einem heftigen Geräusch auf dem Verdeck und von einer Stimme erweckt, die gleich der Stimme Gottes auf dem Berge Sinai ertönte.

Das Geräusch wurde von der Schiffsmannschaft hervorgebracht, die das Dampfschiff „Aetna", welches

aus der hohen See kam und in demselben Gewässer, wie wir, seine Zuflucht suchte, vor Anker gehen sah.

Die Stimme war die des Kapitains, der mit Hülfe seines Sprachrohrs den „Aetna" befragte und auf die Fragen desselben antwortete.

Das Meer war schrecklich aufgeregt gewesen, was wir übrigens leicht erkennen konnten, wenn wir uns umsahen, denn der ausgezackte Horizont ließ uns vermuthen, wie hoch die Wogen auf dem offenen Meere gewesen sein mußten.

Ein Feuerzeichen vor der Festung Genois hatte dem „Aetna" angedeutet, daß der Eingang des Hafens von Bona nicht praktikabel sei.

Da sich der Wind am Abend indessen gelegt, so hatte sich das Meer beruhigt, der „Aetna" lichtete die Anker, um im Hafen zu ankern.

Am folgenden Morgen lichteten wir ebenfalls die Anker, fuhren um den Löwen weg und waren bemüht, unsern verlorenen Anker wieder zu suchen.

Es schien uns Bewohnern des Landes ziemlich schwer, zu begreifen, wie man die Stelle erkennen könne, wo vierzig oder funfzig Fuß unter dem Wasser ein Anker lag. Aber die Seeleute sagten uns im Gegentheil, daß die Sache sehr leicht sei. Ich wünschte es von ganzem Herzen. Anstatt am Abend von Bona abzufahren, hatten wir drei Tage verloren.

Wir warfen etwa fünfhundert Schritte von dem Löwen die Anker aus; dann ließen wir Böte aus Bona kommen und den Kapitain des Hafens benachrichtigen.

Die Böte, die man uns schickte, waren flach und glichen Fähren, womit man über Flüsse fährt.

Die Böte kamen. Während der Zeit hatte sich einer von unsern Matrosen untergetaucht, um unsern Anker zu suchen, und hatte ihn beim vierten oder fünften Untertauchen wirklich gefunden.

Er lag fünf und vierzig Fuß tief.

Es handelte sich darum, in diese Tiefe von fünf und vierzig Fuß hinunter zu gelangen und ein Tau durch den Ring der Kette zu ziehen, an deren Ende sich der Anker befand.

Der Matrose versuchte es siebenmal und endlich kam er mit dem Ende des Taues zurück und verkündete, daß die Operation beendet sei.

Die Böte waren gekommen und man begann das Herausziehen des Ankers.

Es war eine schwere Operation und alle Leute waren bei der Gangspille nöthig.

In Bona hatte ich eine arme Familie maltesischer Musikanten getroffen. Diese armen Leute hatten alle Hülfsquellen erschöpft, die ihnen dieser Theil Afrikas gewähren konnte, und baten, sie nach Algier mitzunehmen.

Ich hatte den Kapitain dazu bewogen, und nachdem wir unter uns eine Collecte angestellt, gab ich ihnen den Ertrag, wofür sie sich Lebensmittel kauften, um dem Budget des Veloce nicht zur Last zu fallen.

Diese armen Teufel hatten wir gänzlich vergessen, als wir sie plötzlich, ihre Instrumente in der Hand, aus der

Luke hervorkommen sahen. Sie ermuthigten die Matrosen bei ihrer schweren Arbeit.

Weder eine doppelte Ration Wein oder Rum, noch ein Geldgeschenk übt einen solchen Einfluß auf den Seemann, wie die Musik.

Auch arbeiteten unsere Matrosen, durch die maltesischen Polkas ermuthigt, so gut mit Händen und Füßen, daß nach zweistündiger Arbeit der Anker an Bord war.

In derselben Nacht fuhren wir ab und gingen am folgenden Morgen bei Stora vor Anker.

Als ich vom Var sprach, bemerkte ich, daß der Var nach dem Arno der größte Fluß ohne Wasser sei, den ich kenne.

Jetzt muß ich sagen, daß der Hafen von Stora nach dem Hafen von Bona der schlechteste ist, den man finden kann.

Das Meer war sehr aufgeregt, selbst an dem Ankerplatze, so daß wir nur mit großer Mühe ins Boot steigen konnten; denn bald stieg die Schaluppe, die uns erwartete, mit der Woge bis zu der Höhe des Verdecks, bald senkte sie sich bis zehn Fuß unterhalb der Treppe am Steuerbord, wo wir unsere Geschicklichkeit zeigten.

Von Zeit zu Zeit trat eine Ruhe von zwei oder drei Sekunden ein, während welcher die Schaluppe und die Treppe mit einander in Berührung kamen.

Vial rief uns von oben zu:

„Auf! benutzen Sie den ruhigen Augenblick!"

Aber ungeachtet dieses Rathes war der ruhige Augen-

blick so rasch vorüber, daß wir immer zu früh oder zu spät kamen.

Endlich gelangten wir nacheinander, gleich den Perlen eines Rosenkranzes, von der Treppe herunter und wurden mit unsern Waffen und unserm Gepäck an Bord der Schaluppe versetzt.

Unsern kreuzlahm gewordenen Arabern war es ein Bedürfniß geworden, ans Land zu kommen und sie ließen mich durch Paul um die Erlaubniß bitten, bis Philippeville gehen zu dürfen, welche Erlaubniß ihnen auch bewilligt wurde.

Als dies die Malteser sahen, wollten sie in Phillippeville ein Concert geben, was ihnen mit gleicher Leichtigkeit bewilligt wurde.

Zwei Schaluppen anstatt einer wurden also aufs Meer gebracht, die eine für die Ueberfahrt unserer Personen, die andere für die Ueberfahrt unseres Gefolges.

Sie können sich die Wogen an stürmischen Tagen im Hafen von Stora nicht vorstellen, Madame. Ich will versuchen, Ihnen einen Begriff davon zu verschaffen.

Am 26. Januar 1841, dem Tage des Schiffbruchs der „Marne", im Augenblick, als diese Corvette gestrandet war, fuhr ein toscanischer Zweimaster, von den Wogen gehoben, vom Backbord zum Steuerbord über die französische Corvette weg, ohne sie zu berühren, zwischen dem Fockmast und dem großen Mast durch und tauchte dann sein Bogspriet in die Brandung.

Was sagen Sie von einem Meere, welches die Briggs

und Corvetten wie kleine Steine über die Wogen dahin-schleudert?

Sie sagen, es ist unmöglich, nicht wahr, Madame?

Nehmen Sie sich in Acht, das Wort ist jetzt ausgesprochen, hören Sie also meine Beweise.

Ich kenne übrigens Nichts, was mehr dramatisch ist, als der einfache Bericht, den ich Ihnen vorlegen will, und der Nichts weiter ist, als das Protocoll dieses schrecklichen Ereignisses, welches der Kapitain der „Marne" selber aufgesetzt.

Bericht an Seine Excellenz den Minister der Marine von dem Kapitain Gatier über den Schiffbruch der Corvette „la Marne".

Stora, den 26. Januar 1841.

Herr Minister,

Ich habe die schmerzliche Pflicht zu erfüllen, Eure Excellenz von dem Schiffbruch der Corvette „la Marne", deren Führung mir anvertraut war, in Kenntniß zu setzen.

Am 15. Januar bei Stora angekommen, wo wir ein beträchtliches Material auszuladen hatten, wurde dem Schiffe von dem Hafenmeister der passendste Ankerplatz zwischen zwei Reihen von Handelsschiffen angewiesen, die gewöhnlich die geschützteste Stelle einnehmen.

Es wurden zwei Anker ausgeworfen, der eine von einer Taulänge von Hundert und der andere von achtzig

Faden bei zehn und elf Faden Wasser. Der Sicherheitsanker am Steuerbord wurde vom Backbord nach hinten ausgeworfen, um als Anker beim Schwenken zu dienen; an die Felsen befestigt, die das Ufer begrenzen, hielten das Schiff zwei Kabeltaue vom Steuerbord aus. So waren wir auf vierfache Weise gesichert. Als dies geschehen war, legte man die Topmasten um und die Ausladung begann.

Am 21. wurde das Meer unruhig und das Wetter stürmisch; der Barometer zeigte sieben und zwanzig Zoll sechs Linien und der Wind blies in heftigen Stößen aus Nordost oder Nordnordost. Das Meer ging immer höher und ich ließ aus Vorsicht noch den Sicherheitsanker vom Backbord auswerfen.

Am Abend des 21. verlangten viele Handelsschiffe Beistand; wir schickten ihnen unsere kleinen Anker und Kabeltaue. Einige Schiffsmannschaften verließen ihre Fahrzeuge und suchten an Bord der „Marne“ Zuflucht; wir ließen die Stengen [illegible] wurden nach der Windseite [illegible]. Wir hielten uns vollkommen gut, ungeachtet des hohen Wellenschlages, der bereits zwei Schiffe ans Ufer geschleudert hatte.

[illegible] gegen zehn Uhr zerriß die Kette am Backbord; das Kabeltau und die zweite Kette hielten uns noch.

Am 23. und 24. schien das Wetter besser zu werden, das Meer beruhigte sich und wir konnten die zerrissene Kette mit dem Schlepptau aufsuchen und von einer Brigg, die vor uns lag, die Enterhaken anwenden. Dieses anfangs fruchtlose Suchen hatte in der Nacht des 24. einen glücklichen Erfolg. Am Morgen des 25. hatten wir die

Kette wieder befestigt, so daß sie wieder mit den andern ihren Zweck erfüllte.

Diese Operation war seit einigen Stunden beendet, als das Wetter sehr schlecht wurde. Der Golf von Stora war Nichts als eine ungeheure Brandung, wo sich die hohen Wogen erhoben, die sich an dem Ankerplatze brachen. Unsere Böte und einige Menschen wurden vom Meer weggeführt, in welches die Corvette sich bis an den Fockmast eintauchte. Zwanzig Fahrzeuge zerschellten an der Küste. Drei andere, die neben uns angebunden lagen, wurden dessenungeachtet umgeworfen. Die Kette am Backbord zerriß und wir begannen zu treiben, wenn auch nur langsam.

Bei diesem schrecklichen Sturm wendete ich die Vorsicht an, das Ende des Kabeltaues nach vorn zu nehmen. Ich ließ die Spanntaue nach hinten abhauen und das Hintersegel unten befestigen, indem ich so die Windstöße zu benutzen und das Fahrzeug zwischen den Schlagwellen und der Brandung, die vom Lande kam, zu halten und die Klippen, von welchen wir nicht weit entfernt waren, zu vermeiden hoffte.

Diese Hoffnung war vergebens; Nichts konnte dem Meere widerstehen, welches uns beherrschte. Um zwei Uhr dreißig Minuten stießen wir mit dem Kiel auf den Grund! Wir waren in verzweifelter Lage.

Ich rief die Officiere, den Hafenmeister, den Hochbootsmann und einige Kapitaine zusammen, die weite Reisen gemacht und sich an Bord geflüchtet hatten, um ihre Meinung zu hören. Ihre einstimmige Ansicht war, sowie auch die meinige, alle unsere Halsen schießen zu lassen, um

nicht auf die Felsen zu gerathen, und zu versuchen in der am leichtesten zugänglichen Bucht auf den Strand zu kommen, die sich südlich von den Klippen befindet, an welchen wir noch eben in weniger als zwei Minuten ein Handelsschiff hatten zerschellen und verschwinden sehen. Es glückte uns, und nach heftigen Erschütterungen lief das Schiff auf eine harte und mit Felsen untermischte, etwa vierzig Klafter von der Küste entfernte Sandbank, wo der Herr Commandeur der Marine zu Stora die Hülfleistungen leitete, welche die Garnison von Philippeville und die bürgerliche Bevölkerung uns zu Theil werden zu lassen wetteiferten. Dieser bewundernswürdigen Aufopferung, die mehreren von diesen edlen Menschen tödllich wurde, verdanken wir es, einen Theil der Schiffsmannschaft gerettet zu haben.

Vermittelst Mastwerks und Tauwerks bildete man sich einen Uebergang. Die Rettung begann einzeln, ohne Verwirrung und mit heroischer Kaltblütigkeit, wie sie die Schiffsmannschaft der Marne bei diesem ganzen Unfall an den Tag zu legen nicht aufgehört hat.

Da wir uns nahe am Lande befanden, so ließ ich den Hintermast abhauen, indem ich auf diese Weise eine Brücke zu bilden hoffte, die uns als Rettungsmittel dienen sollte. Im Augenblick des Falles machte ein heftiger Wellenschlag, daß er von seiner Richtung abwich. Er fiel der Länge nach auf den Rand und die Corvette theilte sich in drei Theile.

Der Uebergang konnte nur denen nützlich sein, die sich in der Nähe des Hackbords befanden. Eben war auch der

große Mast gefallen, und ich befahl den Leuten, die in der Nähe waren, darüber zu gehen. Endlich flüchtete ich mich auch mit dem Schiffsfähnrich Nougarède hinüber. Einige Augenblicke später stürzte sich eine ungeheure Woge auf das Wrack der „Marne." Alles war mit Wasser bedeckt. Als sich die Wassermasse, die den großen Mast näher zum Lande hingetrieben hatte, zurückzog, konnten sich die, welche darauf waren, retten. Ich blieb mit dem Zimmermann, einem muthigen und verständigen Manne, allein darauf. Als eine augenblickliche Ruhe eintrat, ließ ich ihn ans Land gehen und sprang zuletzt nach dem Strande zu, in Uebereinstimmung mit Artikel 289 der Vorschrift von 1827. Da verließen mich meine Kräfte, und später habe ich erfahren, daß ein Matrose Namens Zéneco und Herr Dessoulière, ein alter Seemann und Pflanzer in Philippeville, großmüthig ihr Leben gewagt, um mich in dem Augenblick ans Land zu bringen, wo mich die Woge beinahe gefaßt und ins Meer gezogen hätte.

Ich habe Ihnen, Herr Minister, den schmerzlichen Verlust heroischer und aufopfernder Männer mitzutheilen. Wir haben drei und funfzig Mann verloren, und unter diesen den Oberwundarzt, den Verwaltungsschreiber, den Schiffsfähnrich Karche und meinen Stellvertreter den Schiffslieutenant Dagorne, einen Officier von seltenem Verdienst, dessen Verlust ich lange empfinden werde.

Diesem schmerzlichen Bilde gegenüber will ich Eurer Excellenz das vortreffliche Benehmen der Schiffsmannschaft der „Marne" vor Augen stellen. Kein Schrei, keine Klage, kein Zeichen der Schwäche; meine Befehle wurden

bis zu den letzten Augenblicken wie in gewöhnlichen Zeiten ausgeführt und man hat mir große Beweise der Zuneigung gegeben.

Am Fuß verwundet, konnte ich nur durch die Unterstützung meiner Matrosen den großen Mast erreichen, und ich mußte mein ganzes Ansehen anwenden, um sie zu nöthigen, denselben vor mir zu verlassen.

Der Schiffsfähnrich Nougarède, der einzige Officier, der diesem Mißgeschick entgangen ist, blieb beständig an der Seite seines Kapitains, ließ meine Befehle mit bewunderswürdiger Kaltblütigkeit ausführen und trug dazu bei, die Anzahl der Opfer zu vermindern. Er ist ein Officier Ihres Wohlwollens würdig.

Herr Admiral, indem ich Ihnen den Bericht über den Schiffbruch der „Marne" erstatte, wage ich zu hoffen, daß Ihr Urtheil dahin ausfallen wird, daß Jeder seine Pflicht gethan hat, und daß ich Alles gethan, was in meinen Kräften stand, um zuerst das Schiff und dann die Mannschaft zu retten. Wir haben den Folgen eines außerordentlich schlimmen Wetters unterliegen müssen. Wir haben mit Energie gekämpft, aber der Kampf war zu ungleich. Die vier und zwanzig an der Küste von Stora gescheiterten Schiffe werden Ihnen hinlänglich zeigen, welches Wetter wir ausstehen mußten. Es ist eine Sache, die unglaublich erscheinen würde, wenn sie nicht vor den Augen von mehr als zwei Tausend Zuschauern geschehen wäre, und die ich mit Nichts vergleichen kann, was ich erfahren, seit ich in der Marine diene.

Nach der Räumung des noch aufrecht stehenden

Wracks der „Marne“ wurde eine umgeschlagene Brigg von einer jener ungeheuren Wassermassen, die uns den Untergang bereitet hatten, aufgehoben und ohne daran hängen zu bleiben, darüber weggeschleudert, bis sie mit dem Bogspriet an das Felsenriff stieß.

Es bleibt mir noch übrig, Herr Admiral, Sie von der großmüthigen Aufopferung in Kenntniß zu setzen, womit uns die Truppen und Bewohner von Philippeville zu Hülfe eilten. Bei dem Kanonenschuß, den wir abfeuerten während wir die Flagge aufzogen, begab sich der Herr Oberst von Alphonse an der Spitze seiner Garnison an die Küste und stellte sie zur Verfügung des Commandeurs der Marine.

Sogleich wurde ein Feldlazareth für unsere armen von Kälte erstarrten Schiffbrüchigen eingerichtet. Munitionswagen und Tragbahren, mit Decken versehen, dienten dazu, sie zu transportiren. Dieser Dienst wurde mit einer seltenen Einsicht und Thätigkeit von dem Untermilitaircommissair Herrn von Pontbriant geleitet. Es sei mir erlaubt, hier einen kleinen Theil der Verpflichtung abzutragen, die uns der Commandant des Hafens von Stora, Herr von Marqué, auferlegt.

Seiner guten Leitung der Rettungsbemühungen und seiner besondern Anstrengung, die ihm zweimal beinahe selber den Tod gebracht hätte, verdanken wir die Rettung mehrerer unserer Unglücksgefährten.

Unsere Matrosen sind in einem von den Sälen des Lazareths untergebracht worden, und man hat alte Mili-

tairkleidungsstücke unter sie vertheilt. Mit Ausnahme einiger Verwundeten sind wir vollkommen wieder hergestellt.

Sobald das Wetter es gestattet, werden wir zu retten suchen, was noch von der „Marne" übrig ist. Wenn diese Operation beendet ist, werde ich bemüht sein nach Frankreich zurückzukehren, um von meiner Handlungsweise Rechenschaft abzulegen.

Unterzeichnet: Gatier.

Auszug aus dem Berichte des Herrn von Marqué, Commandanten des Hafens von Stora.

Es waren ein und dreißig Schiffe auf der Rhede. Um Mittag den 25. begann der Sturm; um sechs Uhr Abends beruhigte sich das Wetter ein wenig. Fünf und zwanzig Fahrzeuge sind untergegangen, und unter diesen befindet sich die Corvette „la Marne."

Die Handelsschiffe haben vierzehn Mann verloren.

Als der Augenblick der Gefahr eintrat, verließen fast alle Schiffsmannschaften ihre Fahrzeuge und flüchteten sich an Bord der sardinischen Brigg „Industria," welche der Kapitain Ferro führte. Während der Nacht vom 25. auf den 26. befanden sich Hundert drei und funfzig Matrosen an Bord dieses Fahrzeuges. Der gute Kapitain Ferro leistete diesen Fremden alle möglichen Dienste.

Erinnerungen des Kapitain Gavoti, Commandeurs des „Adolfo."

Am 25. wehte der Wind aus Nordwesten; es war trübes und regnichtes Wetter und das Meer sehr aufgeregt. Kurz, der Zustand des Wetters so wie des Meeres

verkündete einen Wirbelwind — eine auf dem mittelländischen Meere seltene Erscheinung.

Um halb ein Uhr begann das Unglück. Die in der Bucht von Stora vor Anker lagen, verschwanden unter den Wogen oder wurden von ihnen fortgerissen. Die, welche noch an der Stelle blieben, legten sich auf die Seite, ungeachtet der Anker, die sie festhielten. Unter diesen nennt man einen spanischen und einen toskanischen Zweimaster, welcher letztere, nachdem er umgeschlagen, so daß der Kiel oben und das Takelwerk unten war, über das Wrack der „Marne," zwischen dem großen und dem Fockmast hindurch, weggeschleudert wurde und dann mit dem Bogspriet auf die Klippen stieß, welche das Ufer von Stora begrenzen. Man brachte dieses Fahrzeug in Sicherheit, um die Waaren zu retten, die darin enthalten waren.

Der Kapitain Gavoti benutzt die Zeit, welche zwischen zwei Wellenschlägen verläuft, um das Kabeltau seines Schiffes abzuhauen. Die Erfahrung seiner alten Matrosen ist ihm bei diesem Manöver günstig. Von dem zweiten Wellenschlage fortgetrieben, nachdem es sich halb umgewendet, wird das Fahrzeug zwei Schiffslängen vom Lande auf den Strand geschleudert, was seiner Schiffsmannschaft, so wie der der „Mathilde" und mehrerer andern Fahrzeuge, die sich an Bord des „Adolfo" geflüchtet hatten, gestattete, auf das trockne Land zu kommen. Wenige Augenblicke später verschwand der „Adolfo," durch den Rückzug einer ungeheuren Wassermasse fortgerissen, die ihn von allen Seiten umgeben hatte, ohne daß

der Kapitain Savoti und seine Schiffsmannschaft je etwas von ihrem Schiffe hätten entdecken können.

Das Stationsboot „Arach," an dessen Bord man am Tage zuvor 200,000 Franken deponirt hatte, um die Armee auszuzahlen, hielt sich gut an seinen Tauen, aber sein ganzes Mastwerk und alles was die Woge auf dem Verdeck fassen konnte, wurde weggeführt.

Drei Handelsschiffe, ein genuesisches, ein toscanisches, und ein französisches, sind die einzigen Fahrzeuge, die nach diesem Unglück auf der Rhede geblieben sind.

Der Weg nach Constantine.

Ich habe von der Schwierigkeit gesprochen, an Bord zu kommen. Die Schwierigkeit, zu landen, war nicht weniger groß.

Glücklicherweise gelang es uns bei der Ankunft, wie bei der Abfahrt, eine augenblickliche Ruhe zu benutzen.

Endlich erreichten wir das Land.

Ach, Madame, reisen Sie niemals nach Stora. Für's Erste habe ich Ihnen die Mühe geschildert, die man anwenden muß, um dort anzukommen, und wenn man dort angekommen ist, hat man nur einen Wunsch, nämlich abzureisen.

Acht bis zehn amphitheatralisch gebaute Häuser bilden Stora. Einige schlüpfrige Abhänge, einige schmutzige Treppen, das sind die Straßen.

An Pferde, Wagen und Transportmittel, um nach

Philippeville zu gelangen, kann man, wie sich von selbst versteht, nicht denken.

Wir nahmen unsere Flinten auf die Schultern, mietheten einen Karren, worauf wir unser Gepäck legten und welchen unsere Malteser aus Dankbarkeit für unsere Gastfreundschaft zogen, und bei einem hübschen feinen Regen machten wir uns auf den Weg nach Philippeville.

Uebrigens ist der Weg reizend. Immer bergauf und bergab, mit Tausend phantastischen Hindernissen, wie die Gebirgswege sie darbieten, mit dem ungeheuren Anblick des Unendlichen, wie ihn das Meer darbietet.

In anderthalb Stunden hatten wir die zwei Wegstunden zurückgelegt, die Stora von Philippeville trennen.

Ach, Madame, Philippeville ist, wie der Name andeutet, eine moderne Stadt. Keine Moschee, kein Minaret, kein Marabut, keiner von den Brunnen, die ein Feigenbaum bedeckt oder eine Palme beschattet. Häuser, wie in der Rue de la Lüne; Gasthäuser mit Schildern und Kaffeehäusern, Billards mit ihren drei Bällen, roth, weiß und blau, und ihren beiden gekreuzten Queu's. Wir hielten beim ersten Hotel an, welches uns in den Weg kam: es war das Hotel de la Régence.

Vergessen Sie den Namen dieses Hotels nicht, Madame, wenn Sie gegen meinen Rath dennoch einmal Philippeville besuchen sollten.

Man forderte uns Hundert funfzig Franken für unser Mittagessen und neunzig Franken für unsere Zimmer ab.

Sie sehen, daß man hier noch weiter gekommen war, als in der Fonda de Europa in Cadix.

Wir ließen die zwei Hundert und vierzig Franken in den Händen eines Friedensrichters zurück, der uns Gerechtigkeit versprach und sie uns auch, wunderbar genug, obgleich er ein Franzose war, zu Theil werden ließ.

Uebrigens war der Gastwirth daran gewöhnt.

Als der Herzog von Aumale durch Philippeville kam, speiste er mit seinen Adjutanten in eben diesem Hotel. Als man die Rechnung forderte, betrug dieselbe Tausend Thaler.

Der Herzog von Aumale machte es, wie wir; er übergab die Tausend Thaler den Händen des Gerichts, welches er beauftragte, die Rechnung auszugleichen und den Ueberschuß den Armen zu geben.

Die Armen erhielten zwei Tausend fünf Hundert Franken.

Noch am Tage unsrer Ankunft machten wir alle Bedingungen wegen unsrer Abreise am folgenden Tage.

Es geht eine Diligence von Philippeville nach Constantine; da wir aber nicht acht leere Plätze finden konnten, so hielten wir es für das Kürzeste, eine Diligence für uns allein zu nehmen.

Der Handel wurde um drei Hundert Franken abgeschlossen und man stellte eine Art von Omnibus mit fünf Pferden auf sechs Tage zu unsrer Verfügung.

Indessen verloren wir bei allen unseren Zurüstungen zur Abreise Zeit, und anstatt um neun Uhr Morgens, wie wir es gehofft hatten, konnten wir erst um zwei Uhr abfahren.

Philippeville ist weder ein Dorf, noch ein Flecken, noch eine Stadt; es ist eine lange Straße, die fünf Hundert

Schritte hinauf und fünf Hundert Schritte wieder hinunter führt. Der ganze aufwärts führende Theil, der sich amphitheatralisch vom Ufer des Meeres erhebt, ist vermöge des Windes gesund, während im Gegentheil die Bewohner der Seite, die in das Innere des Landes hinunter geht, wie man sagt, schleichenden Fiebern ausgesetzt sind, die sich sehr schwer heilen lassen.

Wenn man aus Philippeville kommt, entfaltet sich eine großartige Landschaft; der Horizont ist von Bergen begrenzt, die eine schöne Form und Farbe haben.

Zu beiden Seiten des Weges bringt der fruchtbare Boden hohes Gras und eine sehr häufig vorkommende Pflanze hervor, die aus einer Zwiebel aufschießt, welche zuweilen die Größe eines Kopfes hat.

Zur Zeit der Blüte dieser Pflanze muß die ganze Gegend einem Blütenteppich gleichen.

Nachdem wir wegen der Erhöhungen einen Theil des Weges zu Fuß zurückgelegt hatten, kamen wir um fünf Uhr in El-al-Ruch an.

Auf dem ganzen Wege hätte man, wäre die Landschaft nicht malerischer gewesen, in Frankreich zu sein glauben können. Die Fuhrleute, welche die Lastwagen begleiteten, trugen Blousen; die Wagenspuren wurden von Pontoniers in Uniform ausgebessert. Nur von Zeit zu Zeit erblickte man in einem kleinen Gehölz einen arabischen Schäfer, dessen glänzende Augen unter seinem zerlumpten Bournous hervorblickten und der seinen Krummstab mit demselben Stolz, wie ein Kaiser sein Scepter, trug. Hundert Schritte von da befand sich ein Zelt mit weißen

und schwarzen Schaffellen bedeckt, wie nach dem Berichte der Bibel die Zelte der Ismaëliten waren, und von einer Dornenhecke umgeben, um die Bewohner vor dem Angriff der Schakals und der Hyänen zu schützen.

El-al-Ruch ist zugleich ein Dorf und ein Lager. Die ersten Häuser sind mit Zinnen versehen und stehen auf einer Art von Schanze, die sich gegen regulaire Truppen keine Stunde halten würde, die aber hinreichend ist, eine lange Belagerung der Araber auszuhalten.

Wir hielten vor einem, aus Brettern aufgeschlagenen Gasthause an. Man führte uns vermöge einer Leiter, deren Stufen unter unsern Füßen krachten, in einen langen Gang, der schon mit zwei Betten versehen war und wozu man noch ein drittes hinzufügte.

Diese drei Betten wurden augenblicklich von Alexander, dem Arzt und mir in Beschlag genommen.

Sie können sich keinen Begriff von dem Zimmer machen, aus welchem ich Ihnen schreibe. Der Wind dringt durch den Fußboden, durch die Seitenwände, durch die Fenster und die Thüren. Und welcher Wind? Derselbe, der uns vor vier oder fünf Tagen mit dem Löwen Bekanntschaft machen lassen wollte.

Der Kamin allein ist von Stein; aber er raucht und es ist unmöglich, darin Feuer anzumachen.

Ich weiß nicht, wo unsre Freunde sind, und wage nicht, mich danach zu erkundigen; aber auf jeden Fall ist es unmöglich, daß sie schlimmer daran sind, als wir.

Indessen versichere ich Ihnen, daß ich ein seltsames Wohlbehagen empfinde. Ich denke an Sie, an unsre

Freunde, an das historische Theater, welches erbaut wird und wo man die Königin Margot wiederholt. Die Königin Margot! Woran denke ich? In Afrika, in einer einsamen Barracke, die allem Winde und allem Geräusch zugänglich ist!

Und denken Sie nicht, daß der letzte Ausdruck nur angewendet ist, um den Satz abzurunden. — Ja, allem Geräusch.

Die Schildwachen rufen: Wer da? Die Hähne krähen, die Tauben gurren, die Hunde bellen, die Schakals schreien, die Hyänen heulen.

Sie sehen, das Concert ist noch vollständiger als in Djena-Razaouat.

Ich habe in Guleta im Anblick von Carthago und Tunis zugleich einen langen Brief geschrieben. An wen? rathen Sie. — An Madame Menissier, die Tochter unsers lieben und guten Nodier.

Wie kam es, daß ich in Tunis an sie dachte? Wie habe ich plötzlich den seltsamen und unwiderstehlichen Wunsch empfunden, an sie zu schreiben? Ich weiß es nicht; ohne Grund, aus einer Laune der Erinnerung oder vielmehr vermöge einer Erinnerung des Herzens.

Ich will den Brief hier auf die Post geben. Ich habe mich nemlich erkundigt und erfahren, daß hier eine Post ist. Ich bin neugierig, zu erfahren, ob diese Post Briefe besorgt, die man ihr anvertraut; ich glaube es nicht, aber es thut nichts.

Einst — ach es sind wohl schon zwölf Jahre her — einst trieb ich auf dem sicilianischen Meere zwischen Gir-

genti und Pantellaria an einem schönen und ruhigen Nachmittage umher. Ich lag an der Thür meiner Kajüte auf einem Teppich von Smyrna und bat, mir auf's Gerathewohl ein Buch aus der Bücherkiste zu holen.

Man brachte mir den Vicomte von Beziers von meinem lieben Friedrich Soulié.

Ich hatte das Buch nie gelesen. Wir arbeiteten Beide so viel, daß wir nicht Zeit hatten, zu lesen, was wir schrieben. Zuweilen höre ich nur, daß von einem unsrer Bücher Lärm gemacht wird, dieser Lärm ist der glückliche Erfolg, und das freut mich.

Man brachte mir also den Vicomte von Beziers, den ich in Messina gekauft hatte. Es war eine Brüsseler Ausgabe.

Ich verschlang ihn.

Da empfand ich das Bedürfniß, an ihn zu schreiben und ihm zu erzählen, welches Vergnügen ich ihm während des ganzen Tages der Lektüre verdanke.

Ich schrieb ihm, und da ich auf der Insel Pantellaria eine Post sah, so gab ich den Brief dort auf die Post.

Er empfing ihn ein Jahr nach meiner Rückkehr nach Frankreich, und indem wir beide darüber nachdachten, fanden wir, daß dabei nicht zu viel Zeit verloren gegangen sei.

Wir werden sehen, wann mein, von Tunis datirter und in El-al-Ruch auf die Post gegebener Brief an Madame Menissier gelangen wird.

Die Ermüdung wiegt uns so leicht in Schlummer, daß ich ungeachtet des Windes, der Schildwachen, der

Hähne, der Tauben, der Hunde, der Schackals und der Hyänen zu schlafen hoffe. Also gute Nacht, Madame.

Ich habe mich nicht geirrt, Madame, denn ich habe so gut und sanft geschlafen, daß ich mich nur mit aller Mühe meinem Bett entreißen kann.

Die Abreise war auf sieben Uhr bestimmt, aber unsrer Gewohnheit nach waren wir erst um halb neun Uhr auf dem Wege. Es war ein weiter Weg und wir hatten beschlossen, die Nacht in Constantine zuzubringen.

Nach einigen Augenblicken der Verstimmung, die sich am Morgen selbst des solidesten Temperaments und des fügsamsten Characters bemächtigt, kehrte die Heiterkeit zurück. Ich kenne in der That nichts Reizenderes, als die Reise, die wir machten, und es würde mich sehr wundern, wenn wir unser Glück nicht später mit einem schweren Mißgeschick zahlen müßten.

Nach Verlauf von vier oder fünf Stunden erreichten wir das Lager von Smindou, wo wir Halt machten, um zu frühstücken. Es ist zugleich ein Lager und ein Meierhof. Wir werden wahrscheinlich dort bei unsrer Rückkehr schlafen, und ich zittere im Voraus bei dem Gedanken, wo und worauf wir schlafen werden.

Unser Conducteur ist höflich und gefällig. Paul, der, seit es kalt geworden, erstarrt ist wie eine Schlange, fiel und rollte, in seinen Mantel gehüllt, von der Imperiale auf die Deichsel und von der Deichsel auf die Erde. Er hat sich nicht beschädigt, sondern als er zum Stillstehn kam, öffnete er uns den Wagenschlag und sagte mit seiner lieblichsten Stimme:

„Dies ist der Ort, wo man umwirft. Wollen die Herrn lieber im Wagen bleiben oder aussteigen?

Es versteht sich von selber, daß wir es vorzogen, auszusteigen.

Wir nahmen die Flinten, um unterwegs auf den Feldern zu jagen. Der Weg macht zwei und eine halbe Stunde von dem Orte, wo man umwirft, eine Biegung, und da wir wohl unterrichtet waren, so sagten wir dem Conducteur, er möge uns an dieser Biegung erwarten.

Ich kenne nur den Nordwestwind, diesen persönlichen Feind Mery's, der an Heftigkeit mit dem Winde von Constantine wetteifern könnte Es gab Augenblicke, wo er uns im eigentlichen Sinne verhinderte, weiter zu kommen. Man begreift leicht, daß die Jagd bei einem solchen Winde schwierig ist. Von fünf Hundert zu fünf Hundert Schritten flogen Rebhühner vor uns auf, aber sie warfen sich in den Wind und ließen sich von demselben forttreiben.

Indessen gelang es mir, eins zu tödten.

Im nächsten Augenblick fügte ich noch eine Amsel und eine Nachteule hinzu.

Ein prächtiger Geier schwebte über meinem Kopfe. Sein kreisförmiger Flug schien berechnet zu sein, sich nicht von mir zu entfernen. Man hätte glauben sollen, ich sei die Lerche, die dieser riesenhafte Sperber fangen wollte.

Eine Kugel, die ich ihm zusandte, war eine verlorne Kugel und schien ihn keineswegs in seinem Fluge zu stören. Ohne Zweifel gelangte sie nicht bis zu ihm.

Der Wind, der wie der Boreas La Fontaine's ver-

gebens seine Wuth an uns und unsern Mänteln ausließ, rief einen hübschen kleinen Hagel, fein wie Vogelschroot, zu Hülfe, der uns das Gesicht zu berühren begann, als ob es Nadeln regnete. Glücklicherweise bot uns eine Art von Dorf einigen Schutz. Eine Marketenderin verkaufte uns Brod, Wein und Eier, und als unser Conducteur ebenfalls anhielt, um seine gewohnte Flasche zu requiriren, nahmen wir ihn und seinen Wagen in Beschlag.

Um vier Uhr etwa kamen wir bei einem reizenden kleinen Dorfe an, welches, halb französisch, halb arabisch, von Palmen und Trauerweiden beschattet war und Hamma hieß.

O! dieses reizende Dorf, Madame, und wie mußte man darin leben, wenn man nicht starb!

Dieses reizende Dorf liegt in der Mitte von Sümpfen, die ihm sein Grün und seine tödtliche Feuchtigkeit verleihen, da diese, wie man sagt, das Gift ist, welches den Schlangen des Erisees ihre lebhaften und reizenden Farben verleiht.

Ich hätte gern eine Zeichnung von Hamma gehabt, aber unser Conducteur behauptete, in einer halben Stunde würden wir etwas viel Interessanteres sehen, und wenn wir uns in Hamma aufhielten, würden wir gar nichts sehen; denn gerade in dem Augenblick, wo wir bei dem wunderbaren Gegenstand ankämen, würde die Nacht anbrechen.

Wir fuhren also im starken Trabe weiter und drohten dem Conducteur mit der ganzen Schwere unsres Zornes,

wenn das Wunder, welches er uns verheißen, nicht seiner Schilderung entspräche.

Nach Verlauf einer halben Stunde hielt unser Conducteur an einer Stelle an, wo der Weg wegen des Gebirges eine Wendung machte, an dessen Fuß ein Haus erbaut ist, welches die Inschrift führt:

A la Courtille.
Jerome Pommier,
Weinhändler.

Wir stießen einen einstimmigen Schrei der Verwunderung, fast des Schreckens aus.

In der Tiefe eines düsteren Schlundes, auf dem Kamm eines Berges, in den letzten röthlichen Strahlen der untergehenden Sonne gebadet, zeigte sich eine phantastische Stadt, fast gleich der fliegenden Insel Gullivers.

Welchem Volke ist es zuerst in den Sinn gekommen, daß man Constantine einnehmen könne?

Den Tunesiern; aber es ist ihnen fehlgeschlagen.

Den Franzosen, und es ist ihnen geglückt.

In dem Augenblick, wo wir in Begeisterung vor diesem Schauspiel stehen blieben, sahen wir einen Mann auf einem arabischen Pferde im starken Galopp ankommen.

Es war ein Pole im Dienste des Hotel zum Palais-Royal, welches eins der guten Hotels in Constantine ist. Er hatte erfahren — wie? mag Gott wissen, ohne Zweifel von einem Geier, dem ich eine Kugel zugeschickt —

daß wir unterwegs waren, und kam uns entgegen, um uns zu bitten, seinem Hotel den Vorzug zu geben.

Wir versprachen es ihm von ganzem Herzen.

Da der Wagen genöthigt war, an der Seite des Gebirges einen ungeheuren Umweg zu machen, um der Straße zu folgen, so erbot er sich, uns einen Fußweg zu führen, der uns zwanzig Minuten früher an Ort und Stelle bringen werde. Wir nahmen seinen Vorschlag an und er wollte uns sein Pferd geben. Da es aber schwierig war, für uns alle sieben darauf Platz zu finden, so nöthigten wir ihn, es ungeachtet seiner Bitten zu behalten.

Uebrigens war es bewundernswürdig, wie er dieses edle Thier lenkte, welches von der schönsten und reinsten arabischen Race war, welches in Paris vier Hundert Louisd'or gekostet haben würde und wofür er nur vier Hundert Franken bezahlt hatte. In der Abenddämmerung ließ er es von Fels zu Fels springen, hielt plötzlich am Rande eines Abgrundes an und machte zuweilen einen Satz, als wollte es zum Himmel hinauf, entschwand zuweilen unsern Augen und ließ eine Lawine von Steinen auf uns niederrollen; zuweilen kam es selber als Lawine herunter, und das Alles ohne das geringste Zaudern, ohne einen Fehltritt, ohne einen Seitensprung. Man hätte denken sollen, es sei Faust, der auf seinem Zauberpferde zum Hexensabbath reite.

Diese Evolutionen waren um so wunderbarer, da der Abhang so steil wurde, daß wir bescheidenen Fußgänger uns kaum auf den Füßen halten konnten. Freilich war die Nacht schwarz und dicht geworden, und unsre Augen sahen

nur Abgründe um uns; freilich hatte sich der feine Hagel in einen Regen verwandelt, der uns das Gesicht peitschte, aber dies Alles erhöhte nur das Malerische des Weges und das Phantastische der Lage.

Endlich, nachdem wir eine halbe Stunde gegangen waren, erreichten wir die Landstraße, auf welcher wir dem Wagen in der That um zehn Minuten vorausgekommen waren. Wir gingen noch eine Viertelstunde und kamen durch ein Gewölbe, welches uns als der Eingang zu einem Steinbruch erschien, zehn Schritte weit wanderten wir in völliger Dunkelheit, plötzlich sahen wir zwanzig Schritte vor uns Lichter schimmern.

Eben waren wir durch eins der Thore von Constantine gekommen und die Lichter, die wir sahen, waren die des Hotel zum Palais=Royal.

Constantine.

Man erwartete uns im Hotel zum Palais-Royal; auch fanden wir ein großes Feuer angezündet und der Wirth stand da, seinen Handleuchter in der Hand. Der Schnee lag sechs Zoll hoch in den Straßen und eben so auf den Dächern. Ich kannte die wenig bequeme Einrichtung der arabischen Häuser und erwartete in Afrika eben so sehr frieren zu müssen, wie ich in Italien Hitze empfunden hatte; aber ich täuschte mich. Man führte uns, Alexander und mich, in ein hübsches kleines Zimmer, dessen Inhalt wir betrachteten, während der Wirth unser Feuer anzündete.

Ich muß indessen gestehen, daß ich einen gewissen Abscheu empfand, als ich sah, daß der Hauptschmuck dieses Zimmers aus vier Lithographieen bestand, betitelt: die Brünette und die Blondine von Vallon de Villiers;

der Preis der Weisheit von Grévedon; das Geheimniß und die Nachtmütze der Großmama ohne Namen des Künstlers.

Es schien mir fast demüthigend, von Paris nach Constantine gekommen zu sein, um den künstlerischen Fortschritt zu beobachten, den man in Folge der französischen Eroberung in der Stadt des Syphax und Jugurtha gemacht.

Der zweite Theil des Zimmers bildete einen Alkoven und war von dem ersten durch musselinene Thürvorhänge von so reizendem Muster getrennt, daß ich sogleich den Wirth herbeirief, um ihn zu fragen, wo man ähnliche haben könne. Er antwortete mir, Nichts sei leichter, besonders in Frankreich, da die arabischen Kaufleute diesen Stoff aus Saint Quentin bezögen.

Ich setzte meine Untersuchung fort und fühlte mich immer mehr gedemüthigt. Im Alkoven waren zwei Betten und am Kopfende des für mich bestimmten befand sich ein Weihkessel mit einem Buxbaumzweige.

Das einzige Türkische, was sich im Zimmer befand, war ein vortrefflicher Teppich und dieser war schön und einheimisch.

Wir bestellten ein kaltes Huhn, Milch und Sahne, was uns mit bewundernswürdiger Schnelligkeit vorgesetzt wurde, so daß wir nicht einmal den Trost hatten, uns über ein schlechtes Abendessen beklagen zu können.

Gewiß waren wir weniger in Afrika, als man es in gewissen Herbergen Siciliens oder Spaniens ist, worüber ich früher berichtet habe.

Der Abend verging. Boulanger und Giraud zeichneten; Chancel, Desbarolles, Maquet und ich machten Notizen und Alexander schlief.

Alexanders letztes Wort, ehe er eingeschlafen, war gewesen, zu bitten, man möge ihm auf den nächsten Morgen einen Esel satteln.

Er erbot sich, zu wetten, daß wir uns im Wege geirrt und uns in Montmorency befänden.

Auf alle Fälle bereitete ich mich vor, meinen Sallust in der Hand, am folgenden Morgen Constantine zu besuchen, welches sich uns zugleich als antike und moderne Stadt darstellte, mit der doppelten Erklärung, die es Jugurtha und Achmet Bey verdankte.

Zur Zeit der Könige von Numidien hieß Constantine Cirta. Unter Micipsa, der es befestigt hatte, konnte es zehn Tausend Reiter und zwanzig Tausend Mann zu Fuß stellen. Es war, wie Pomponius Mela in seinem Buche über Numidien im vierten Kapitel sagt, eine Colonie der Sittier; die Stadt wurde in den ersten Jahrhunderten unsrer Zeitrechnung zerstört und von Constantin wieder aufgebaut, der sie zu Ehren seiner Tochter Constantia Constantine nannte.

Die Ruinen der alten Stadt waren noch ziemlich beträchtlich, als zu Anfang des letzten Jahrhunderts ein berühmter englischer Reisender den Ort besuchte. Es war damals die Hauptstadt einer der vier großen Provinzen der Regentschaft Algier und hier residirte ein Bey. Die letzten Herrscher Constantine's waren Mahomed-Bey-Bu-Chattabiah, Brahim-Bey-Gourbi, Achmet-Bey-Mame-

luk, Brahim-Bey-Gritti, Mahomed-Bey-Monamany und Hadj-Achmet-Bey.

Diese letzten Bey's regierten zusammen zwanzig Jahre, von 1817 bis 1837. Man regiert nicht lange, wenn man Bey ist.

Muhammed-Bey, mit dem Beinamen Bu-Chattabiah oder der Vater des Beils, war, obgleich Oukil von Mekka und Medina, nichts desto weniger eine Art von Narr — unglücklicherweise ein blutdürstiger Narr. Seinen Beinamen hat er davon, daß er die Urtheile, die er aussprach, selber vollstreckte. Er hatte ein kleines Beil, womit er die Verurtheilten sehr geschickt enthauptete. Sein Beil hing an seiner Thür vor dem türkischen Kaffeehause, und an den Tagen, wo es kein Blut bekommen hatte, beschüttete er es, damit es sich nicht zu sehr vernachlässigt glauben möchte, mit einem Glase Wein oder einer Tasse Kaffee.

Seine einfältige Grausamkeit machte, daß er nach Verlauf eines Jahres vertrieben wurde. Er flüchtete sich nach Algier, widmete sich den guten Werken und starb im Jahre 1846 im Geruch der Heiligkeit.

Brahim-Bey-Gourbi folgte ihm und regierte ein Jahr; Achmet-Bey trat an seine Stelle, und zum zweiten Mal regierte ein Bey von Constantine zwei Jahre.

Brahim-Bey-Gritti gelangte zur Macht, und anstatt wie Muhammed-Bu-Chattabiah, wegen des Abscheues abgesetzt zu werden, den er seinem Volke einflößte, wurde er weggejagt wegen der Liebe, die sein Volk zu ihm hegte.

In Constantine war es eben so gefährlich, zu sehr geliebt wie zu sehr gehaßt zu werden. Zu sehr gehaßt, würde man von den Arabern vertrieben; zu sehr geliebt, wurde man von den Türken abgesetzt.

Aber auch abgesetzt konnte er seinem Geschick nicht entgehen; Achmet-Bey ließ ihn in Medeah im Jahre 1834 ermorden.

Sein Sohn ist Officier bei den Spahis in Constantine.

Mohammed-Bey-Monamanh, der ihm folgte, war ein tapferer Mann; er wurde abgesetzt, weil er den Tribut nicht rasch genug eingetrieben.

Achmet, der letzte Bey, war ein Kulugli, das heißt der Sohn eines Türken und einer Frau aus der Wüste. Sein Großvater war Bey und sein Vater Kalif gewesen. Nach der Eroberung von Algier 1830 weigerte er sich, die französische Oberhoheit anzuerkennen. Die Folge davon war die Expedition von 1836, welche fehlschlug, und die von 1837, welche glückte.

Er war bei den Türken verhaßt, aber bei den Arabern sehr beliebt. Der Untergang des Dey von Algier hatte ihn genöthigt, bei der eingebornen Bevölkerung seinen Beistand zu suchen. Auch waren die Türken fast ganz verschwunden, da er sie dem Ehrgeiz der Großen des Landes geopfert hatte.

Im Jahre 1806 hatte eine Expedition gegen Constantine stattgefunden, die einen seltsamen Einfluß auf die hatte, welche wir im Jahre 1836 versuchten. Ali-Ben-Muftah, Sohn des Muftah-Ben-Inglis, leitete dieselbe.

Sie bestand aus Tunesiern, und ging von Tunis aus auf dem Wege von Kiff. Außer einem beträchtlichen Kriegsmaterial folgte eine ganze arabische Bevölkerung von Nomaden, die derselben das Aussehen einer jener Wanderungen von Barbaren des vierten oder fünften Jahrhunderts gab. Sechszig Tausend Seelen, Männer, Frauen, Kinder und Greise zogen neben und hinter der Armee her und führten ihr Vieh mit sich.

Diese ganze Schaar kam in die Nähe von Constantine, ließ sich auf den Mansurah nieder, pflanzte das Geschütz auf und begann auf die Stadt zu feuern; aber dies Feuer, so gut es auch unterhalten wurde, richtete wenig Schaden an, sei es nun wegen der zu großen Entfernung oder wegen der Ungeschicklichkeit der Schützen. Auch ertrugen die Bewohner von Constantine ihre Belagerung geduldig und erwarteten die Hülfe, um welche sie in Algier angehalten. Nach sechs Wochen meldete man zwei Armeen an, wovon die eine zu Lande, die andere zu Wasser kam. Die Tunesier gingen der Landarmee bis zum Oued-Zandi entgegen, aber als sie dort angekommen waren, erblickten sie den türkischen Vortrab, und ohne den Feind zu erwarten, zogen sie sich zurück bis zum Zusammenfluß des Bu-Merzuck und des Rummel. Dort machten sie Halt.

Drei Tage vergingen mit Gefechten der Vorposten. Endlich am vierten Tage griffen die Türken die Tunesier an und schlugen sie vollständig, ohne einen Schuß abzufeuern.

Hierauf entfloh die ganze Menge nach allen Seiten,

ohne eine bestimmte Richtung einzuschlagen, gleich einer erschrockenen Vögelschaar und ließ vierzig Geschütze sowohl auf dem Schlachtfelde als auf dem Mansurah zurück, unter welchen sich große Mörser und Kanonen befanden.

Dieses beträchtliche Kriegsmaterial war eine wichtige Beute; auch wollten die Türken von Algier dasselbe Constantine nicht lassen, fürs Erste wegen des Werthes und dann wegen der Macht, die ein solcher Besitz dem Bey verlieh. Indessen war die Schwierigkeit des Transports so groß, daß man diese vierzig Kanonen lassen mußte, wo sie waren.

Nach dem Abmarsche der Türken wurden sie in die Stadt gebracht und aufgestellt, so daß sie eine vortreffliche Batterie bildeten.

Als der Marschall Clauzel, der von dieser Expedition und den Folgen derselben Nichts wußte, den Abgesandten Achmet's, um sie in Schrecken zu setzen, seine sieben oder acht kleinen Kanonen zeigte, womit er Constantine über den Haufen zu schießen hoffte, kehrten diese in die Stadt zurück und lachten über unsere Angriffsmittel im Vergleich zu ihren Vertheidigungsmitteln.

Mit einem jener Geschütze wurde der General Danremont getödtet.

Am folgenden Morgen, während Giraud und Boulanger sich auf die Straßen von Constantine stürzten, um etwas Malerisches zu suchen, lief ich in die alte Bresche, um etwas Historisches aufzufinden.

Ich setzte mich auf die Stelle von Cudiat-Ath. Der General Valee hatte an diesen Punkt die Batterieen von

Mansurah bringen lassen, die freilich das Feuer von Casbah ausgelöscht, aber keineswegs die erwartete Wirkung hervorgebracht hatten.

Man muß die Klippen, über deren Abhänge die Leute dahinkrochen, welche diese Geschütze transportirten, selber geprüft haben, um sich einen Begriff von den Hindernissen zu machen, die das menschliche Genie zu überwinden vermag. Wo ich mich kaum mit einem beschlagenen Stocke hätte hinwagen können, waren ganze Regimenter unter dem feindlichen Feuer mit schweren Kanonen und Mörsern vorübergezogen. Dieser Transport hatte zwei Tage und zwei Nächte gewährt.

Am 11. October 1837 begann das Feuer dieser Batterie. Die Wirkung war augenblicklich und schrecklich. In zwei oder drei Stunden wurde der obere Rand der Mauern zerstört und außer Stand gesetzt, die Geschütze des Walles zu vertheidigen.

Um halb drei Uhr vollendete eine, von dem Kommandeur Malechard auf einen, von dem Marschall Valee angedeuteten Punkt gerichtete Haubitze den ersten Einsturz. Sogleich erscholl ein Freudengeschrei unter denen, welche diesem Schauspiel beiwohnten, und es war ein Theil der Armee.

Von diesem Augenblick an war Constantine unser. Die Bresche ist ein Thor, durch welches unsre Soldaten gewiß immer eintreten.

In diesem Augenblick ließ der General-Gouverneur, der die Gefahr für die Belagerer berücksichtigte und glaubte,

daß diese dieselbe ebenfalls würden erkannt haben, wie er, der Stadt Vorschläge zur Kapitulation machen.

Erst am folgenden Tage erhielt man eine Antwort. Sie war stolz und characteristisch, gleich einem Bruchstück arabischer Poesie.

Wir haben in Constantine, sagten die Belagerten, Magazine, die mit Kriegsvorräthen und Lebensmitteln angefüllt sind. Fehlt es den Franzosen vielleicht an Weizen und an Pulver? Wir wollen ihnen beides schicken; aber sie sprechen uns von einer Bresche und einer Kapitulation, und wir wissen nicht, was sie damit sagen wollen.

Hinter der Bresche sind Häuser, und in den Häusern Krieger; wir werden daher die Stadt nicht eher übergeben, als bis alle Häuser niedergebrannt und alle Krieger todt sind.

Der General Danremont ließ sich diese Antwort übersetzen.

Gut, sagte er, es sind tapfere Leute. Constantine wird uns theurer werden, als wir dachten; aber der Ruhm wird das Blut bezahlen.

Das erste Blut, welches vergossen werden sollte, war das seine.

Der General bestieg sein Pferd und lenkte es nach Cudiat-Ath, von dem Herzog von Nemours und seinem Generalstabe begleitet.

Es war um acht Uhr Morgens; die Sonne begann heiter am Horizonte zu strahlen und machte durch die Verheißung guten Wetters alle Herzen freudig. Noch einige Stunden, und die geöffnete Bresche war praktikabel; das

heißt, noch an dem oder am folgenden Tage mußte Constantine unser sein. Als der Graf von Danremont durch die Soldaten dahinritt, konnte er die über ihre Gesichter verbreitete Freude lesen. Er stieg ab und ging, von dem Herzog von Nemours begleitet, zu einem freien Punkte, der von den Kanonen der Festung bestrichen wurde. Dieser Punkt war so gefährlich, daß der General Roulhières ihn zurückzuhalten versuchte, aber der alte Soldat lächelte nur bei seiner Besorgniß. Diesen Männern, welche die großen Schlachten der Kaiserzeit bei Austerlitz, Moskau und Waterloo gesund und wohlbehalten mitgemacht, erscheint jeder neue Kampf nur wie ein Scharmützel, und als habe der Tod keine Gewalt mehr über sie.

Lassen Sie nur, sagte er.

Und er setzte seinen Weg fort. Fast in demselben Augenblick nahm ihm eine Kanonenkugel, die von der Festung kam, die Hälfte der Seite weg; er schwankte, stieß keinen Schrei sondern nur einen Seufzer aus und fiel todt zu Boden.

Der General Perregaux ging hinter dem Grafen von Danremont. Als er ihn schwanken sah, eilte er auf ihn zu, um ihn zu unterstützen; aber bei der Bewegung, die er machte, ging er einer Kugel entgegen. Gerade zwischen den beiden Augen getroffen, fiel er mit dem Grafen von Danremont nieder und Beide rollten zu den Füßen des Herzogs von Nemours.

Dieser betrachtete das schreckliche Schauspiel mit dem ihm eigenen Muthe, dem man nur den Vorwurf machen kann, daß er an Unempfindlichkeit grenzt.

Nachdem er sich von dem Tode des Grafen überzeugt hatte, sagte er mit einer Stimme, der man nicht die geringste Bewegung anmerkte zu seiner Umgebung:

Meine Herren, wir haben uns auf den Fall vorgesehen, der General Valee ist General-Gouverneur von Algerien.

Es wäre gut gewesen für einen alten Soldaten; aber es war vielleicht ein wenig zu kalt für einen jungen Prinzen.

An der Stelle des Herzogs von Nemours würde der Herzog von Orleans Worte gefunden haben, die, ungestüm aus seinem Herzen gekommen, uns Thränen in die Augen gelockt hätten.

Oft habe ich mich beim Herzog von Orleans über diese Kälte seines Bruders beklagt, die ihm so viele Herzen entfremdete, daß der Vorschlag seiner Regentschaft, wenn auch nicht mit Furcht doch wenigstens mit Zaudern angenommen wurde.

Nemours ist ein guter Bruder, antwortete der Prinz lächelnd; er will nicht um die Popularität mit mir wetteifern.

Dann kam er wieder auf diesen Scherz zurück und sagte:

Nein, aber Nemours ist schüchtern wie ein Kind; reden Sie mit ihm, und wenn Sie auch nur guten Tag zu ihm sagen, so werden Sie ihn sogleich erröthen sehen.

Wegen dieser zweiten Expedition nach Constantine hatten sich die beiden Brüder ernstlich entzweit. Der Herzog von Orleans hatte ein Kommando unter dem General Danremont verlangt, aber der König und der Herzog von Nemours hatten sich dem widersetzt.

Ich war eines Tages bei ihm, als er in Verzweiflung in Folge einer Verhandlung, die er darüber mit dem König gehabt, zurückkehrte.

Es standen ihm Thränen in den Augen.

Ah! sagte er, wenn sie mich nicht als General wollen, so werde ich als Freiwilliger abreisen.

Ich war so glücklich, ihm begreiflich zu machen, daß er sich von seiner gewohnten Großmuth entfernen würde, wenn er so handle. Die Niederlage des vergangenen Jahres mache eine glänzende Revanche nöthig, und der, welcher das Unglück getragen, müsse auch die Wohlthaten des Sieges genießen; sein Name, unter welchem militairischen Grade er auch verborgen sein möge, würde stets so hell strahlen, daß er den des Herzogs von Nemours auslöschen müsse.

Nun, das muß wohl wahr sein, sagte er, da alle Welt es sagt, und selbst Sie. Aber wenn Nemours den Handel des Esau machen will, so verkaufe ich ihm mein Recht der Erstgeburt für Constantine.

Doch kehren wir zu dem General Danremont zurück.

Man legte ihn auf eine Tragbahre, bedeckte ihn mit einem Mantel und trug ihn schweigend hinter die Fronte.

Wie der Herzog von Nemours gesagt hatte, war der General Valee General-Gouverneur von Algerien.

In Folge dessen übernahm er das Commando der Truppen.

Der Angriff.

Auch dieser war ein alter General aus der Kaiserzeit. Am 17. December 1773 in Brienne le Chateau geboren, war er, aus der Artillerieschule zu Chalons kommend, am 1. September 1792 in den Kriegsdienst als Unterlieutenant eingetreten; am 1. Junius 1793 war er Lieutenant und am 20. April 1795 Kapitain geworden.

Während dieses Zeitraumes hatte er den Belagerungen von Charleroy, Landrecies, Quesnoy, Valenciennes, Condé, Mastricht und dem Uebergange über den Rhein bei Neuwied beigewohnt. Im Jahre 1804 wurde er Ritter der Ehrenlegion und machte als Unterchef des Generalstabes der Artillerie den Feldzug von 1806 mit. Bei Jena wurde er Oberst, bei Eylau Officier der Ehrenlegion, und jede Schlacht, die er mitmachte, brachte ihm einen höheren Rang oder eine Auszeichnung ein. 1808 erhielt er das Kommando der Artillerie des dritten Armeecorps von Spanien. Am 22. August 1810 zum Brigadegeneral er-

nannt, war er bei der Belagerung von Lerida, welches der große Condé mit Violinen einnehmen wollte und welches der Regent mit einer andern Musik einnahm, von Mequinenza, Taragona, Tortosa und Valencia zugegen. Am 6. August 1811 Divisionsgeneral geworden, zeichnete er sich während des ganzen Feldzuges von 1812 und im folgenden Jahre bei der Affaire von Castella aus.

Als Napoleon gefallen war, kehrte der General Valee nach Frankreich zurück, wo er die Functionen eines General-Inspectors der Artillerie versah. Als Napoleon zurückkehrte, nahm der General Valee als Commandeur des fünften Armeecorps an seinem letzten Kampfe Theil. Zum General-Inspector, Berichterstatter, dann zum Präsidenten des Comite der Artillerie ernannt, gelangte er endlich unter Ludwig Philipp zu der Stelle des General-Gouverneurs von Algerien, die durch den Tod des Grafen von Danremont erledigt war.

Unsere Soldaten kannten ihren neuen Gouverneur; sie hatten ihn handeln sehen und hegten Vertrauen zu ihm.

Der Tod des Grafen von Danremont war daher eine Veranlassung zur Traurigkeit, aber nicht zur Entmuthigung für die Armee. Uebrigens ließ ihr der General Valee keine Zeit, entmuthigt zu werden. Am 12. October um 9 Uhr Morgens begannen alle Batterien wieder zu feuern. Während der Nacht hatten die Belagerten die Bresche wieder ausbessern wollen, aber bei den ersten Kanonenschüssen rollten ihre Wollsäcke und ihre Laffetten in den Festungsgraben. Bald kam man an eine Stelle, wo die Steine bei jeder Kugel in die Höhe sprangen; nach

und nach lösten sich die letzten Steine ab; das massive Mauerwerk, welches dahinter war, erschien ohne Schutz, leistete wenig Widerstand, stürzte ein und bildete so eine Böschung. Jetzt schien die Bresche praktikabel genug, um den Angriff auf den folgenden Tag bestimmen zu können.

In dem Augenblick, als man diesen Entschluß gefaßt hatte, sah man einen Parlamentair erscheinen. Achmet-Bey hatte sich die Sache überlegt und forderte die Wiederaufnahme der Unterhandlungen.

Jetzt war an uns die Reihe, als Herren zu reden, und der General Valee antwortete: er werde keine anderen Vorschläge anhören, als welche die unbedingte Uebergabe des Ortes beträfen.

Achmet weigerte sich, sich auf Gnade oder Ungnade zu ergeben, und die Kanonade wurde fortgesetzt.

Am folgenden Morgen hatte man die zum Angriff bestimmten Kolonnen gebildet, den man auf den folgenden Tag, den 13., festgesetzt.

Es waren drei Kolonnen.

Die erste, unter dem Befehl des Oberstlieutenant Lamoricière, bestand aus vierhundert Zouaven und auserwählten Soldaten des zweiten leichten Regiments, welche der Bataillonschef Sérigny dieses letzteren Corps cammandirte, und aus funfzig Sappeurs vom Geniecorps.

Die zweite Kolonne, unter dem Befehl des Oberst Combes, bestand aus hundert Mann des zweiten Bataillons der afrikanischen Armee, aus hundert Mann vom dritten Bataillon, aus hundert Mann von der Fremdenlegion und aus achtzig Sappeurs vom Geniecorps, alle vom Ba-

taillonschef Bédeau kommandirt, und endlich aus dreihundert Mann aus dem sieben und vierzigsten Bataillon, unter dem Befehl des Bataillonschefs Leclerc.

Endlich die dritte Kolonne, die Reserve genannt, unter dem Oberbefehl des Oberst Corbien vom siebzehnten leichten Regiment, bestand aus auserwählten Compagnieen dieses Corps; aus einem Bataillon Tirailleurs vom elften Linienregiment unter dem Bataillonschef Fale.

Es war interessant, die durch diese Vertheilung in der Armee hervorgebrachte Aufregung zu beobachten, wobei die Tapfersten die Aufgabe erhielten, in dem Drama des folgenden Tages ihre Rolle zu spielen.

Die ganze Nacht feuerten die Batterien, um die Belagerten zu verhindern, die Schwierigkeiten zu vermehren, welche die Bresche darstellte, wie sie in der vorhergehenden Nacht gethan.

Gegen drei Uhr Morgens gingen zwei Officiere, um sie zu recognosciren. Es waren der Kapitain Boutaut vom Geniecorps und der Kapitain Garderens von den Zouaven.

Beide gingen aus der Batterie, von Aller Augen begleitet, und rückten bis an den Fuß der Böschung vor. Die Nacht war hell und man sah diese beiden tapferen Officiere mit gleichmäßigem Schritte auf die Mauer zugehen. Funfzig Schritte vom Walle wurden sie von den Belagerten erkannt und augenblicklich mit einem entsetzlichen Gewehrfeuer begrüßt. Glücklicherweise traf sie keine Kugel und sie kehrten unverletzt zurück und brachten die Nachricht,

daß die Bresche praktikabel sei, nur wäre der Abhang steil und schwer zu ersteigen.

Um vier Uhr Morgens waren die beiden ersten Kolonnen hinter der Batterie vereint, wo sich der Obergeneral, der Herzog von Nemours, die Generäle Fleury, der Kommandeur des Geniecorps Caraman, der Kommandeur der Artillerie und der Chef des Generalstabes Perregaux, befanden, derselbe, der am Tage zuvor verwundet worden, als er den General Danremont hatte unterstützen wollen, der sich aber ungeachtet dieser Wunde während der Nacht an den Ehrenposten hatte tragen lassen. Die erste Kolonne war zur Rechten von der Batterie aufgestellt, die zweite in einer Schlucht, die als gedeckte Kommunikation diente, und die dritte hinter einem großen verfallenen Gebäude, welches sich am Ufer des Flusses erhob. Um sechs Uhr begann das Feuer, um die Grundfläche des Abhanges zu erweitern und die Steilheit der Böschung zu vermindern.

Während dieser Kanonade brach der Tag an.

Die Sonne war schön, rein und strahlend, wie sie sich zu einem Kampfe eignet, heiß und klar, und wie sie für Männer paßt, die unter dem Auge Gottes dem Tode entgegengehen wollen.

Die Bewohner der Stadt sahen ihrerseits ebenfalls ein, daß der entscheidende Augenblick herannahe. Sie eilten schaarenweise herbei und bedeckten die Böschung über der südlichen Abdachung. Es war eine Versammlung, die in unruhiger Erwartung dastand, wie man sie bei Annäherung der Stürme am Meeresufer zu sehen pflegt. Dies

Alles war in jener unsicheren und treibenden Thätigkeit, welche der Menge die Bewegung der Fluthen mittheilte.

Um sieben Uhr Morgens war Alles bereit. Die Kolonne Lamoricière und die Zouaven hielten sich neben der Batterie, die Spitze der Kolonne an die Oeffnung angelehnt, die man in der Brustwehr angebracht.

Es herrschte ein tiefes Schweigen.

Während dieses Schweigens hörte man einige Worte, die der General Valee mit leiser Stimme zu dem Herzoge von Nemours sagte, der das Oberkommando bei der Belagerung führte.

Diese Worte waren das Signal zum Angriff.

Auch errieth man sie und die Worte des Herzogs von Nemours glichen einer angebrannten Lunte, welche die Explosion hervorbrachte.

Kaum war das Kommando „vorwärts" ausgesprochen, als der Oberst Lamoricière, die Officiere des Geniecorps und die Zouaven sich aus den Verschanzungen hervorstürzten und im Sturmschritt, aber in gemessenem Gange auf die Bresche anrückten. Man durfte nicht außer Athem kommen beim Ueberschreiten des Zwischenraumes, und es war besser, wenn die Soldaten ungeduldig, als wenn sie ermüdet bei der Bresche ankamen.

Ein Angriff ist immer ein großartiges und herrliches Schauspiel, aber in einer orientalischen Stadt wird das Schauspiel großartiger und herrlicher, als anderswo. Das Malerische der Lage, das Fremdartige der Form, die Originalität des Kostüms, die Erbitterung der Vertheidigung

vergrößern die Wirkung des magischen Reflexes, den die Poesie auf die menschlichen Dinge wirft.

Auch blickte jedes Auge starr und jede Brust athmete tief. Man sah die lange Kolonne anrücken unter dem Feuer, welches den Gang derselben nur anzutreiben schien, anstatt ihn zu hemmen. Dann sah man die Spitze im Graben verschwinden, auf der Böschung wieder erscheinen, zu der Bresche hinaufklimmen, dann die Oeffnung einnehmen, die Fahne, die der Capitain Garderens trug, einen Augenblick über den Köpfen Aller flattern und dann auf der ausgezackten Mauer wehen.

Es war die erste französische Fahne, die auf den Wällen von Constantine geflattert hatte.

Aber wenn auch unsere Soldaten Herren der Bresche waren, so hatten sie sich doch noch lange nicht den Eingang in die Stadt verschafft.

Auf der Höhe der Böschung, wo sie angekommen waren, begann für sie das verwickelte Netz der arabischen Straßen, welches ihnen ein schrecklicheres und unübersteiglicheres Hinderniß, als alle bekannten Hindernisse entgegenstellte, weil es ein unbekanntes war. Dort breitete sich ein Labyrinth von unbegreiflicher Anlage aus; da sind Vertiefungen, welche Durchgänge zu bilden scheinen, aber keinen Ausgang haben; da sind Häuser, deren Seiten man nicht zu unterscheiden vermag, dann überall Feuer, und Flintenläufe ragen aus jeder Oeffnung, ein Kugelregen überschüttet sie, klirrt an ihren Waffen oder dringt mit dumpfem Geräusch in ihr Fleisch — dies sieht, hört und

empfindet die erste Kolonne, die auf der Höhe der Böschung ankommt.

Hierauf theilt sich der kleine Trupp in drei Corps oder vielmehr in drei Compagnieen. Die Compagnie zur Rechten unter dem Befehl des Capitain Sauzai; die Compagnie zur Linken unter dem Befehl des Bataillonschefs Sérigny; das Centrum unter dem Befehl des Obersten Lamoricière.

Es begreift sich, daß bei dem Feuer alle eben berichteten Bewegungen rasch waren, wie der Gedanke.

Der Kapitain Sauzai, der auf der rechten Seite operiren will, blickt um sich und wird unter sich am Fuß eines großen Gebäudes, dessen Gipfel man von Cudiat-Aty über die Mauer wegragen sehen konnte, eine Batterie gewahr, deren Artilleristen fest auf ihrem Posten geblieben und bereit sind, ihre Geschütze zu vertheidigen. Ohne einen einzigen Schuß abzufeuern, stürzen sich die Zouaven auf Befehl des Kapitain Sauzai mit dem Bajonnet auf die Batterie und im Augenblick entflammt sich Alles vor und um diese Handvoll Soldaten, die der Mittelpunkt eines Feuerkreises werden. Dem Lieutenant der Compagnie wird der Arm von drei Kugeln durchschossen, ein Dutzend Zouaven fällt in dem Zwischenraum, aber die Uebrigbleibenden stürzen sich auf die Batterie und tödten die türkischen Kanoniere, die nicht einmal zu fliehen versuchen, auf ihren Geschützen.

Als die Batterie verstummt, blickt der Capitain Sauzai um sich und wird gewahr, daß sich einen halben Flintenschuß weit eine andere Batterie hinter einer Barrikade

von Karren und zerbrochenen Laffetten erhebt. Im ersten Augenblick hat er Lust, auch diese zweite Batterie zu nehmen, wie die erste, aber er muß durch einen engen Gang zwischen zwei Feuern; es ist besser, in das bezeichnete große Gebäude einzutreten und die Vertheidiger desselben hinauszutreiben. Eine Thür wird sogleich erbrochen und einige Araber, die sich vertheidigen, getödtet; aber die größere Anzahl entflieht durch die Ausgänge, die nur sie allein kennen. Als die Zouaven Herren dieses ungeheuren Gebäudes waren, sahen sie sich um und erkannten, daß sie in einem Getreidemagazin waren; sie steigen auf Leitern, die sie herbeigebracht, durch die Fenster, formiren sich wieder und marschiren auf die Kanoniere los, welche die Stellung verändert sehen und weniger entschlossen zu sein scheinen, als ihre Kameraden auf der ersten Batterie, sich auf ihren Geschützen tödten zu lassen. In der That bleiben nur Einige zurück, um sich dem Angriff zu widersetzen, die Uebrigen entfliehen durch Gänge und Oeffnungen, die sich ihnen darbieten; die rechte Kolonne hat das letzte Hinderniß überwunden und den letzten Widerstand beseitigt.

Jetzt ist es die Sache der Sappeurs und der Soldaten des Geniecorps, die weiteren Verbindungen zu eröffnen.

Zur Linken ist der Muth derselbe, aber der Erfolg ein anderer gewesen. Ein vorspringendes Gebäude, dessen Fundament von den Kugeln unterminirt worden, begrenzte einen engen Gang, den der Bataillonschef Sérigny mit seinen Leuten betritt, die fast alle dem zweiten Regiment angehörten. Plötzlich wird die Mauer erschüttert, schwankt und stürzt ein. Die eine Seite der Mauer bedeckt ein

ganzes Glied unserer Soldaten; mehrere werden getödtet und verschüttet; eine noch größere Anzahl von Verwundeten unterstützt die Steine, die sich mit schreckenerregender Beweglichkeit ablösen; Geschrei und Gestöhn erhebt sich aus diesem Chaos. Der Bataillonschef Sérigny, bis an die Brust im Schutt steckend, windet sich in verzweiflungsvoller Todesqual, erschöpft sich in ohnmächtigen Anstrengungen und fühlt, wie die Rippen in seiner Brust nacheinander zerbrechen.

Ein letzter Schrei des Schmerzes deutet an, daß auch das Herz gebrochen ist.

Während dieser Zeit steht die mittlere Kolonne der wahren Schwierigkeit, dem wahren Widerstande, der höchsten Gefahr gegenüber. Man steht auf einem künstlichen Terrain, man bewegt sich in einem engen Raume, den unsere Kugeln auf der Höhe der Bresche geöffnet haben. Welche Verbindung zwischen diesem Terrain und den benachbarten Terrains stattfindet, ist unmöglich zu entdecken. Aufgewühlte Erde und angehäufter Schutt liegen auf dem ursprünglichen Boden und haben die Ausgänge und die Thüren gesperrt und die Lokalität unkenntlich gemacht.

Man glaubte in einer Straße zu sein, aber man befindet sich auf den Dächern.

Einige ragen wie Citadellen über die anderen hinweg. Diese muß man besetzen, um das Terrain zu recognosciren. Man bringt Leitern und es bilden sich zwei Angriffslinien: die eine auf dem festen Boden, die andere in der Luft schwebend, zehn bis funfzehn Fuß über der ersteren.

Nachdem man so eins der ersten Dächer erklettert

hat, wird der Kapitain Sauzai getödet, der eben zur Rechten die schöne Bewegung gemacht hat, welche von den Sappeurs und den Leuten des Geniecorps fortgesetzt wird.

Endlich, nachdem man mehrere verschlossene Oeffnungen untersucht und mehrere Gänge ohne Ausgänge gefunden, gelangte man zu einer Art von Gewölbe, welches sich nach einigen Schritten erweitert und in die Stadt zu führen scheint. Zur Rechten und Linken sind übrigens die viereckigen Vertiefungen angebracht, welche einen Bazar andeuten. Dies sind die Kaufläden, die mit Bretern und Fensterladen geschlossen werden.

Einige Soldaten gehen hinein, aber kaum sind sie einige Schritte weit in den dunkeln Gang getreten, als zur Rechten und Linken ein Gewehrfeuer auf sie gerichtet wird. Jede Nische ist eine Art von Schilderhaus, welches einen oder zwei Kämpfer einschließt; aber das Geräusch des Gewehrfeuers lockt unsere Soldaten herbei, anstatt sie zu entfernen. Die zuerst eingetretenen erhalten Verstärkung, die so rasch anrückt, daß die Araber nicht Zeit haben, ihre Gewehre wieder zu laden. Sie haben nichts als ihre Yatagans, die gegen unsere Bajonnette nur eine mittelmäßige Vertheidigungswaffe bilden. Die Vertiefungen, worin sie sich befinden, sind kein Schutz mehr für sie, sondern werden jetzt eine Falle, worin sie gefangen werden. Man ersticht sie; mehrere werden an die Wand genagelt. Einigen gelingt es indeß, zu entfliehen; man verfolgt sie, aber sie verschwinden wie Gespenster, die durch eine Mauer gehen. Unsere Soldaten rücken vor und fragen einander nach dem Grunde dieses Wunders. Plötzlich stoßen sie auf eine

Thür, die man eben wieder geschlossen hat und die ihren Fortgang hemmt. Dies ist ein neues Hinderniß, aber man hat es vorhergesehen. Man ruft die Sappeurs, welche die Pulversäcke tragen. Wenn man die Thür nicht erbrechen kann, will man sie mit Pulver sprengen. Plötzlich öffnet sich die Thür von selber und es bricht ein furchtbares Gewehrfeuer aus dem Innern der Stadt los. Zwei Kapitains und etwa vierzig Mann, welche die Spitze der Kolonne bilden, fallen todt und verwundet nieder und sperren den Gang noch mehr durch die Anhäufung der Leichen, als die Verbindung von Holz und Eisen es gethan.

Während dies im Innern der Stadt geschah, befahl der kommandirende General, der die Schwierigkeiten nicht berechnen konnte, die sich dem Obersten Lamoricière und seinen Leuten entgegenstellten, den Obersten Combes vom sieben und vierzigsten Linienregiment mit seinem ersten Bataillon abzumarschiren, sich der ersten Kolonne anzuschließen und sie im Nothfall zu unterstützen.

Der Oberst Combes und seine Leute kommen am Fuß des Walles an, aber dort ruft ihnen der Oberst Lamoricière zu, anzuhalten, um den Ausgang nicht zu sperren, und der Oberst Combes wartet, das Gewehr beim Fuß.

Während er wartet, verfolgt der Oberst Lamoricière den Gang, der zur Kaufstraße führt, und sieht, als das Thor geöffnet wird, die ganze Spitze seiner Kolonne unter dem Feuer des Feindes fallen.

Der Augenblick ist gekommen, den Oberst Combes

herbeizurufen; man weiß nicht, wie viel Leute man in dem schrecklichen Souterrain lassen wird.

Der Oberst Combes schickt die französische Compagnie, die aus Soldaten des zweiten afrikanischen Bataillons besteht; sie kommt im Sturmschritt herbei und betritt ebenfalls den Gang.

Man hat Unterstützung erhalten, man kann also angreifen.

Aber kaum ist der Ruf: Vorwärts! von den Lippen des Oberst Lamoricière gekommen, als etwas Seltsames oder vielmehr Unbegreifliches geschah.

Plötzlich hörte man ein Krachen, gleich einem Donnerschlage, und alle Soldaten, die unter dem Gewölbe waren, fühlten, wie der Boden erbebte, und sahen, wie die Mauern sich bewegten. Zu gleicher Zeit verschwand das Licht, die Atmosphäre war nicht mehr zum Athmen geeignet, man schluckte Feuer, man fühlte sich zugleich erstickt, eingehüllt, getroffen. Auf die erste heftige Explosion folgen schwächere Explosionen in der Mitte der Glieder, verbreiten eine rothe Flamme, erlöschen und verdoppeln die Dunkelheit und die erstickende Luft. Einige glauben in einen Abgrund zu sinken, Andere in die Wolken geschleudert zu werden. Alle wollten schreien, denn Alle fühlten sich heftig leidend, aber Keiner hatte eine Stimme. Endlich erschien der Tag wieder, nach und nach kehrte die Luft in die Lungen zurück und Jeder begann zu begreifen, daß eine Mine müsse gesprengt sein. Aber mit dem Tageslichte, mit dem Athmen ist das Bewußtsein des Schmerzes wiedergekehrt. Sie sehen einander an und erschrecken,

als sie einander nicht mehr sehen. Der Rauch ist verschwunden, aber sie sind noch von Feuer eingehüllt. Sie versuchen zu fliehen, aber das Feuer hängt sich an sie an, verfolgt und verzehrt sie. Einige sind gänzlich ihrer Kleider beraubt und haben tiefe Furchen am Körper; Andere sind gänzlich der Haut beraubt. Es sind Geschundene, welche gehen, heulen und sich wie wahnsinnig gebehrden. Die, welche am wenigsten gelitten, haben sich die Hände und das Gesicht verbrannt.

Hören wir jetzt, was geschehen war.

Die Verladung eines Gewehrs hatte eine beträchtliche Quantität Pulver angezündet, welches die Araber am Abend zuvor in die Nähe der Pforte gestellt und welches nur in einer einfachen hölzernen Kiste enthalten war.

Diese erste Explosion war besonders für die Araber unheilvoll gewesen; aber von der hölzernen Kiste aus hatte die Flamme die Pulversäcke der Sappeurs ergriffen und endlich die Patrontaschen der Soldaten. Daher diese einzelnen Explosionen, welche alle diese Leute gleich dem Schlunde der Hölle verschlungen hatten.

Alle Soldaten, die in dem Gewölbe gewesen waren, hatten von dem Feuer gelitten. Einige waren auf der Stelle todt, Andere fielen verstümmelt nieder und athmeten noch. Die größere Anzahl aber war im Stande, sich in die Bresche zurückzuziehen.

Es war ein Augenblick der schrecklichsten Verwirrung und des Schwindels gewesen, wo Alles gezittert, der Boden sowohl als die Mauern, wo die Luft die, welche sie athmeten, erstickte. Die Eingebornen benutzten diesen Au-

genblick. Bei der ersten Explosion hatten sie sich entfernt; bald aber stellten sie sich außerhalb des Gewölbes auf, konnten die Gefahr ermessen und einsehen, daß dieselbe ihnen nicht mehr drohe.

Darauf kehrten sie zum Angriff zurück, stürzten sich wie auf eine Beute los und feuerten ihre Flinten auf's Gerathewohl auf dieses mit Menschen, mit Rauch, Schrecken und Geschrei angefüllte Gewölbe. Als sie ihre Flinten abgefeuert hatten, stürzten sie sich mit ihren Yatagans und Flissas auf diese vor Schmerz wahnsinnige Menge. Es war ein schrecklicher Augenblick für die Truppen des Obersten Combes, die, etwa dreihundert Mann stark, in der Bresche und außer dem Bereiche der Explosion standen, als sie diese geschwärzte Kolonne, diese verbrannten Menschen, diese feurigen Gespenster wieder erscheinen sahen. Eine plötzliche, elektrische und unwiderstehliche Bewegung ergriff zugleich alle Herzen. Alle zugleich riefen: Vorwärts! Der Oberst Lamoricière, dessen Gesicht verbrannt und dessen Augen erloschen waren, konnte sich nicht mehr aufrecht erhalten; man glaubte ihn tödtlich verwundet. Der Oberst Combes übernahm das Commando, befahl den Tambours zu trommeln, den Hornisten zu blasen, und stürzte sich auf den schrecklichen Weg, wo die Ueberbleibsel der ersten Kolonne halb verbrannt lagen.

Die Tapferkeit des Oberst Combes war in der Armee sprichwörtlich geworden. Er griff also den Feind an, der ihm beim Ausgange aus dem Thor und beim Eintritt in die Kaufstraße begegnete. Die Eingebornen hatten sich der Pforte gegenüber hinter einem Haufen von Trümmern und

Leichen, die eine Barrikade bildeten, in den Hinterhalt gelegt; man mußte sie aus dieser Stellung vertreiben.

Der Oberst Combes befahl einer Compagnie seines Regiments, diese Barrikade zu nehmen, und versprach dem Ersten, der sie überschreiten werde, das Kreuz der Ehrenlegion.

Sogleich eilt die Compagnie darauf zu, ein Lieutenant geht voran, überschreitet sie und will sich eben auf die andere Seite derselben stürzen, als er plötzlich unter einem schrecklichen Feuer zurückfällt. Man hält ihn für todt, aber er rafft sich wieder empor; er hat einen Fehltritt gethan und sein Fall hat ihm das Leben gerettet. Die, welche hinter ihm kommen, werden niedergeschossen.

In demselben Augenblick erhält der Oberst, eine nach der andern, zwei Kugeln in die Brust.

Aber er bleibt stehen, lehnt sich an die Mauer, um sich zu versichern, daß seine kommandirte Bewegung ausgeführt und die Barrikade genommen wird.

Darauf entfernt er sich von der Mauer, schlägt den Weg wieder ein, auf dem er gekommen und erscheint in diesem Augenblick auf der verlassenen Bresche.

Der Herzog von Nemours und die Generäle, die ihn umgeben, sahen ihn langsam herunterkommen und sich mit steifen und gemessenen Schritten, mit dem Gange einer Leiche nähern.

Sie erwarteten ihn und begriffen diese Bewegung nicht, die nichts Lebendiges an sich hatte.

Als der Oberst Combes vor ihnen stand, bemerkten sie, in welchem Zustande er war.

Sein Gesicht war todtenblaß und zwei Blutströme rieselten von seiner Brust nieder.

„Hoheit," sagte er zu dem Herzog von Nemours mit ruhiger und fester Stimme, „ich bin tödtlich verwundet, aber ich sterbe glücklich, denn ich habe einen für Frankreich schönen Tag gesehen. Die Stadt gehört uns. Ach! glücklicher noch, als ich, sind die, welche mich überleben, denn sie werden von dem Siege reden!"

Dann that er einige Schritte und sank zusammen. Seine Kraft hatte nur gerade so lange ausgereicht, um dieses Schauspiel eines Todes zu geben, würdig an heiterem Stolz dem schönsten Tode des Alterthums.

Die Flucht.

Der Oberst Combes hatte sich getäuscht; die Stadt war noch nicht eingenommen, aber man war auf dem Wege, sie einzunehmen.

So wie man von der Batterie der Bresche die erste Kolonne in die Stadt eindringen und verschwinden sah, schickte man neue Truppen nach, die aber nicht so zahlreich waren, um sich nicht zu sehr zu drängen.

Die Folge davon war, daß die dritte Kolonne bereits verschwunden war, ohne daß sich der Kreis der Operationen im Innern erweitert hatte.

Uebrigens war natürlich durch das Abtreten des Obersten Lamoricière und durch den Tod des Obersten Combes eine Bewegung des Zauderns entstanden.

Indessen waren noch ein Oberst und drei Bataillonschefs übrig, nämlich der Oberst Corbin vom 17. Regiment und die Bataillonschefs Bedeau, Leclerc und Paté.

Einmal auf dem Punkte angekommen, wo man war, zeigte ein instinctmäßiger Gedanke den Officieren wie den Soldaten, daß die Kaserne der Janitscharen, deren Feuer die äußere Verbindung zwischen der Bresche und der Batterie abschneiden konnte, der Punkt sei, den man nothwendig erobern müsse.

Während also ein Theil der Truppen den Kampf in der Kaufstraße fortsetzte, warf sich eine große Anzahl der Leute von der zweiten Kolonne und ein Theil der dritten, der eben in die Stadt eingetreten war, in die erste Straße zur Rechten, die zu dieser Kaserne führte.

Beim Anblick unserer Soldaten, die durch die anstoßende Straße zogen, entflammten sich alle Fenster auf einmal; als aber dieses erste Feuer erloschen war, drangen Soldaten des 3. Bataillons von Afrika, Soldaten des 47. und des 17. leichten Regiments und der Fremdenlegion wetteifernd vor.

Die Soldaten des 3. Bataillons von Afrika schlugen die Thüren ein; die Soldaten des 47. und des 17. leichten Regiments und der freien Legion erkletterten die Dächer der benachbarten Häuser und machten so die Leitern unnöthig.

Auf den Dächern angekommen, gelang es ihnen, sich mit den oberen Theilen der Kasernen in Verkehr zu setzen.

Nach Verlauf von zehn Minuten war sie eingenommen.

Als die Kaserne genommen war, bemächtigte man sich des Platzes für die Kameele. Dort befand sich ein Haus mit Bogengängen, welches man belagern mußte. Es wurde von den Mozabiten vertheidigt.

Dreimal führten die Officiere ihre Soldaten zum An-

griff zurück, dreimal mußte der glühendste Muth am Fuß der Mauern weichen. In weniger als einer halben Stunde war die Straße mit Todten und Verwundeten bedeckt. Die Eingebornen wendeten Drahtkugeln an, welche schreckliche Wunden machten. Ein vierter Versuch war endlich glücklicher; man setzte sich in den Besitz des Hauses und fast in demselben Augenblick wurde man an einer Straßenecke einen Menschen gewahr, der nur seinen Arm zeigte, seinen übrigen Körper hinter der Mauer verbarg und rief: „Barca, Barca!“

Es war Ben-Adjouz, einer der vornehmsten Befehlshaber der Stadt.

Man rief ihm zu, sich zu nähern, und dieselben Soldaten, welche eben noch in der Mitte des Feuers, welches einen großen Theil von ihnen getödtet, allen Einwohnern der Stadt den Untergang geschworen hatten, vergaßen den schrecklichen Schwur und empfingen, Gewehr beim Fuß und mit neugieriger Heiterkeit, die unserer Nation eigen ist, den verwirrten Parlamentair, der sich zitternd näherte.

Ben-Adjouz ging nur den Notabeln der Stadt voran, die sich als Deputation zum Obergeneral begaben. Beruhigt durch den Empfang, der ihm zu Theil wurde, beruhigte er die Uebrigen durch ein Zeichen. Die Notabeln näherten sich; jeder von ihnen faßte den Arm eines Soldaten und so wurde die Deputation zuerst zum General Rulhières geführt, der eben in der Kaufstraße ankam, und dann zu der Batterie vor der Bresche, wo sich der Obergeneral befand.

Der General nahm den Brief aus Ben-Adjouz Hän-

den und ließ sich ihn übersetzen. Der Municipalrath schob alle Verantwortlichkeit wegen der Vertheidigung auf die Kabylen und die fremden Söldner. Er bat ausdrücklich, daß man die Unterwerfung der Stadt annehmen möge.

Die Amnestie wurde unbedingt gewährt und den Einwohnern der Befehl ertheilt, ihre Häuser unter der Garantie der französischen Disciplin zu öffnen. Die Einwohner gehorchten und konnten dann beurtheilen, mit welcher Gewissenhaftigkeit wir unser gegebenes Wort hielten. Kein Mord, keine Gewaltthat wurde begangen oder auch nur versucht.

Aber diese Großmuth, die kaum von denen begriffen wurde, die zu Hause geblieben waren und sie sahen, konnte leider die unglückliche Bevölkerung nicht errathen, die sich in die Casbah geflüchtet hatte. Es folgte daraus, daß die französische Militairabtheilung, die von dem General Rulhières abgeschickt wurde, um die Festung in Besitz zu nehmen, dieselbe leer fand, mit Ausnahme einiger Kabylen, die beim Anrücken derselben entflohen, noch einige Schüsse auf sie abfeuerten und hinter dem Abhange der Schlucht verschwanden.

Die Soldaten liefen, indem sie an einen gangbaren Abhang zu kommen dachten, wo ihrer ein letzter Kampf warte. Aber als sie in ihrem Laufe bis zu der steilen Abdachung des Rummel gekommen waren, fuhren sie zurück und stießen einen Schrei des Schreckens aus.

Sie hatten in der That ein schreckliches Schauspiel gesehen.

Ein außerordentlich steiler Abhang führte von der

Terrasse der Casbah auf eine Mauer von senkrechten Felsen, deren Fuß sich auf eine Grundlage von spitzigen Steinen stützte. Dort, auf diesen Nadeln, auf diesen Felsspitzen, auf diesen scharfen Kämmen von Granit lagen zerschmettert, blutig und verstümmelt drei bis vierhundert Leichen von Männern, Frauen und Kindern. Auf den ersten Blick und nach der Art, wie sie durcheinander und aufeinander dalagen, hätte man sie für einen Haufen von Kleidern und blutigen Lumpen halten können. Als man sich aber über den Abgrund neigte, bemerkte man eine letzte wellenförmige Bewegung, wie einen letzten Hauch, der diese unförmlichen Massen bewegte. Wenn man dann den Blick bei diesem entsetzlichen Bilde zu verweilen nöthigte, unterschied man erhobene Köpfe, sich bewegende Arme und krampfhaft angezogene Beine, die von den letzten Convulsionen des Todesschmerzes erbebten.

An die oberen Felsspitzen befestigte Stricke hingen abgerissen hinunter.

Einige Fußsteige, welche nur die Ziegen und die Hirten der Kabylen zu betreten pflegten, führten an den ausgezackten Felsen von der Casbah zu den Ufern des Rummel hinunter. Jeder hatte darauf gerechnet, auf diesem schmalen Wege zu entfliehen, den zu einer andern Zeit Niemand zu betreten gewagt hatte. Die ersten, die vor uns geflohen waren, hatten sich in der That auf diese schwindeligen Wege gewagt, aber bald waren die Flüchtlinge eiliger herbeigelaufen, und da war die Masse nicht mehr im Stande, ihren Gang zu hemmen oder sich an

dem steilen Abhange festzuhalten. Der Katarakt begann über den Rand des Abhanges niederzufallen, und darauf stürzte der ganze Menschenstrom mit schrecklicher Schnelligkeit in den Abgrund hinunter.

Die, welche zuletzt gekommen waren, konnten sich mehr beherrschen, da nur die Furcht sie weiter trieb, und hielten an, als sie bis an den Abgrund kamen, und versuchten mit Hülfe von Tauen über den entsetzlichen Raum hinwegzukommen; aber die Taue zerrissen unter der zu schweren Last, die daran hing, und die Ersten wie die Letzten wurden an denselben Felsen zerschmettert.

Der General Rulhières schickte einen Posten in die Casbah und begab sich zu dem Scheik der Stadt, um mit ihm die zur Aufrechterhaltung der Ordnung nöthigen Maßregeln zu treffen.

Zugleich ließ er dem Obergeneral und dem Herzog von Nemours sagen, daß die Stadt ihnen gehöre, daß sie eintreten könnten und daß der Palast des Achmet-Bey sie erwarte.

Beide traten durch die Bresche ein, wie es Siegern gebührt. Aber auf dieser Seite der Stadt war der Anblick des Sieges fast eben so traurig, wie auf der entgegengesetzten Seite.

In der That war es ein seltsames und entsetzliches Schauspiel, welches dieser Eintritt in die Stadt darbot. So wie man die Böschung der Bresche hinaufstieg, schien man sich einer heißen, dichten und bleiartigen Atmosphäre

zu nähern, worin der Mensch nicht leben konnte. Auf dem Wall angekommen, hätte man glauben sollen, über dem Krater eines Vulkans zu sein; ein erstickender Dunst umhüllte die Eintretenden, der Staub verbrannter menschlicher Gebeine umgab sie. Als sie dieses mit Schlacken bedeckte Terrain, als wäre es ein Abhang des Vesuv oder ein Thal des Aetna, überschauten, erblickten sie unter diesen rauchenden und geschwärzten Trümmern zusammengestürzter Häuser Köpfe mit offenen Augen, Arme, die sich noch bewegten, Leichen und Lebende unter einander geworfen und gleich den Wogen eines erstarrten Lavameeres erscheinend. Nichts von dem Allen hatte seine ursprüngliche Farbe; Kleider und Fleisch waren wie mit Kohlenstaub bedeckt und nicht von einander zu unterscheiden, und das Schrecklichste war, daß diese verwirrte Masse noch athmete, noch Klagen, Stöhnen und Geschrei hören ließ.

Was die Ohren hörten, was die Augen sahen, was die Nase roch, sagt ein Augenzeuge, läßt sich in keiner Sprache wiedergeben.

Nur die mit Gold und Fayence ausgelegten Zimmer des Achmet-Bey, seine mit Orangen bepflanzten Gärten und die dem Fächeln des Windes geöffneten Jalousien waren im Stande, die beiden Sieger das vergessen zu lassen, was man ihnen von der Casbah erzählte und was sie in der Bresche gesehen hatten.

An einem Morgen erwachte Paris von Kanonendonner; diese Kanonen feierten die Einnahme von Constantine und verkündeten den Namen des Siegers.

Ach! ruhmvoller Sieger von 1837. Ach! armer Verbannter von 1848, wäre es nicht besser gewesen, Du wärest in die Abgründe des Rummel gestürzt oder unter den Trümmern der Bresche in Constantine begraben worden, als gesund und wohlbehalten in diesen Palast des Achmet-Bey einzuziehen, wo ich Dir Lebewohl sage?

Ende des dritten Bandes.

Druck der C. Schumann'schen Buchdruckerei in Schneeberg.